

Ein neuer Weg zur Erforschung des obererschlesischen Volkstums

Von Regierungsdirektor Dr. Reinhold Weigel

Die Vereinigung für obererschlesische Heimatkunde hat sich in den letzten Jahren stark bemüht, in allen Kreisen der obererschlesischen Bevölkerung eine rege und frische Anteilnahme an heimatkundlichen Fragen wachzurufen, den obererschlesischen Menschen mit Heimatbewußtsein und Heimatstolz zu erfüllen und für die praktische Durchführung heimatkundlicher Forschungen aus allen Schichten geeignete und begeisterte Mitarbeiter zu gewinnen. Die Erfassung und Sammlung der obererschlesischen Volkslieder hat zu einem ungeahnten Erfolge geführt. Gewiß ist diese Untersuchung noch nicht abgeschlossen. Aber die von heißer Heimatliebe getragene Arbeit der in den Landkreisen forschenden Volksliedwarte hat gezeigt, welch wertvolles obererschlesisches Volksgut noch vorhanden ist und vor dem Untergange gerettet werden muß. Auch die Arbeiten des neugegründeten Volkskundearchivs versprechen eine reiche Ausbeute bei der Ergründung und Aufhellung volkskundlicher Fragen. Wir haben bei den letzten Arbeiten, insbesondere bei der Erfassung der obererschlesischen Speicherbauten, die Erfahrung gemacht, daß eine planmäßige Erforschung volkskundlicher Erscheinungen nur dann möglich ist, wenn ein brauchbarer und treuer Mitarbeiterstab gesichert ist. Deshalb haben wir in zäher und ausdauernder Arbeit über ganz Oberschlesien ein enges Netz von heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften gespannt und bewährte Führer in einem wissenschaftlichen Fortbildungslehrgang im Heimgarten Ende vorigen Jahres für die kommenden großen Forschungsaufgaben geschult. Wir dürfen hoffen, daß die Weckung einer schöpferischen Liebe zum obererschlesischen Volkstum und die wissenschaftliche Schulung der Heimatforscher zu einer gründlichen Erfassung des volkskundlichen Gutes führen werden. Die Blickrichtung kam zur rechten Zeit. Denn vor kurzem wurde der Vereinigung für obererschlesische Heimat-

kunde der ehrenvolle Auftrag erteilt, an der Schaffung des Atlas der deutschen Volkskunde mitzuarbeiten. Für alle Mitarbeiter erscheint es notwendig, den Plan des Atlas der Deutschen Volkskunde in seinen Grundzügen klarzustellen und weiterhin die hieraus für Oberschlesien sich ergebende Arbeit in den Zielpunkten festzulegen.

Seit Jahren hat der Direktor des Vaterländischen Museums in Hannover, Dr. Wilhelm Pöfner, mit allem Nachdruck darauf hingewiesen, daß die rein geschichtliche Betrachtungsweise nicht genügen könne, um das Werden einer volkskundlichen Erscheinung reiflos zu klären; auch die geographische Betrachtungsweise sei von größter Bedeutung. Gerade die kartennmäßige Darstellung für die Erklärung der Bewegungen und Schichtungen des volkskundlichen Gutes im Raume gewähre einen genauen Einblick in „das Spiel der Kräfte, die das bunte volkskundliche Bild der Gegenwart geschaffen haben.“ Aus dem von Friedrich Wenker 1876 begonnenen und von Ferdinand Wrede fortgeführten Sprachatlas des Deutschen Reiches, der für den werdenden Volkskundeatlas das wichtigste Vorbild darstellt, hatte man erkannt, daß die Kartenmethode nicht nur eine schnelle Übersicht ermöglicht, sondern auch ganz vorzüglich geeignet ist, die Abhängigkeit volkskundlicher Erscheinungen von natürlichen Bedingungen und politischen Grenzlinien herauszuheben. Die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft beschloß auf Grund der Denkschriften von John Meier und Hermann Lubin 1928, den Abschluß des Atlas der deutschen Volkskunde in etwa 5 Jahren durchzuführen.

Nach Entwurf und Arbeitsweise will der Atlas der deutschen Volkskunde als wissenschaftliches Werkzeug für die Gegenwartsaufgaben der deutschen Volkskunde den reichsten Stoff liefern und den Menschen der Gegenwart in Stadt und Land „in seiner seelischen Verbundenheit ergreifen.“ Damit aber auch ein wirkliches Bild der gegenwärtigen volkskundlichen Gestaltung des deutschen Kulturgutes gegeben wird, soll das gesamte deutsche Kulturgebiet erfaßt werden. Die Mitarbeit von Österreich, von Luxemburg, der Tschechoslowakei und der Schweiz ist bereits gesichert. Von der Zentrale in Berlin, die über die einheitliche Durchführung der Sammelarbeit zu wachen hat und die rückflutenden Fragebogen nach einheitlichen Grundsätzen kartographisch verarbeiten wird, werden die eingerichteten Landesstellen in die Lage versetzt, bei den eingeleiteten Sonderuntersuchungen über volkskundliche Erscheinungen die unmittelbare Zusammenarbeit mit den ausgewählten Gewährsleuten im Lande zu pflegen. Als wichtigstes und wirksamstes Handwerkzeug kommt aus praktischen und wissenschaftlichen Gründen der Fragebogen in Betracht, mit dem man aus einer be-

liebig großen Anzahl von Orten in kurzer Zeit die wichtigsten Auskünfte einholen kann. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß das ganze Atlaswerk von der willigen Mitarbeit aller Vaterlandsfreunde abhängt. Je tiefer dieser Gedanke Wurzel schlägt, desto größer und allgemeiner wird der Erfolg der Sammelarbeit sein. Soll der Atlas der deutschen Volkskunde ein Volkswerk werden, dann müssen alle Bevölkerungsschichten, die von heißer Liebe zur engeren Heimat erfüllt sind, zur Mitarbeit herangezogen werden. Die im Jahre 1929 mit 12 000 Fragebogen vorgenommene Probebefragung über Formen des täglichen Brotes, über Jahresfeiern, Korndämonen und über die Verbreitung der hauptsächlichsten Namen aus dem Nikolausbräuche hatte ein befriedigendes Ergebnis, so daß der in diesem Jahre einsetzenden planmäßigen Arbeit mit sicherer Hoffnung entgegengesehen werden kann.

Für uns in Oberschlesien kommt es nunmehr darauf an, daß von vornherein die große wissenschaftliche und nationale Bedeutung des Atlas der deutschen Volkskunde erkannt wird. Eine umfassende Aufklärung über die Ziele und Aufgaben des Volkskundeatlas wird insbesondere mit Hilfe der deutschen Presse einsetzen müssen. Vornehmlich werden sich die heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften mit der Arbeitsweise vertraut machen müssen. Die Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde wird sich in einem Rundschreiben an die Lehrerkollegien aller Volksschulen wenden und um Mitteilung bitten, wer aus dem Kollegium gewählt worden ist, beziehungsweise wer sich bereit erklärt hat, die Ausfüllung und Unterzeichnung des Fragebogens zu übernehmen. Wiederum wendet sich die Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde an die oberschlesische Lehrerschaft mit der herzlichen Bitte, durch unermüdliche und selbstlose Mitarbeit an der Erforschung des oberschlesischen Volkstums mitzuwirken. Es ist ganz selbstverständlich, daß die oberschlesische Lehrerschaft sich bei der Sammlung des brauchbaren und vollkommenen Materials mit allen Schichten der oberschlesischen Bevölkerung in Verbindung setzen wird. Es ist geplant, zunächst mit der Arbeit in den Kreisen Gr. Strehlig, Oppeln, Falkenberg, Grottkau und Neisse zu beginnen,* damit Erfahrungen für die weitere Forschung gewonnen werden. Freilich müssen die Bearbeiter des Fragebogens von Erene, Hingabe und Arbeitslust erfüllt sein, da in den nächsten fünf Jahren voraussichtlich 900 Fragebogen zur Ausfüllung gelangen werden. Während in allen übrigen Teilen des Deutschen Reiches nur jeder zweite oder gar dritte Ort durchforscht wird, muß meines Erachtens in

* Diese Fragebogen werden z. Bt. ausgeschickt.

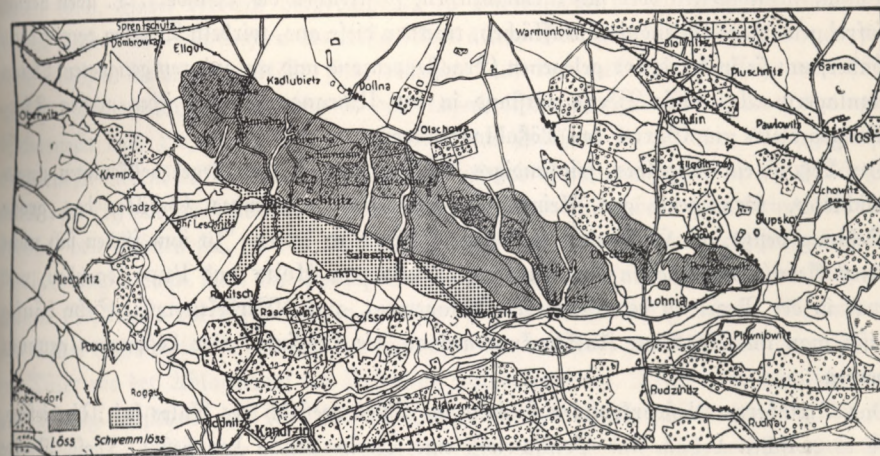
Oberschlesien jede Ortschaft erfaßt werden, damit auch wirklich die volkskundlichen Erscheinungen der Gegenwart in ihrer Gesamtheit und in ihrer Verwurzelung im Leben des ober-schlesischen Volkes festgelegt werden. Nach der Sammelarbeit wird mit der wissenschaftlichen Auswertung des Materials begonnen werden. Hierzu bedarf es noch sehr eingehender Überlegungen im Verein mit den maßgebenden Stellen der Provinz und der Regierung.

Es steht zu hoffen, daß die in Oberschlesien zu leistende Arbeit bei der Schaffung des Atlas der deutschen Volkskunde das Verantwortungs- und Zusammengehörigkeitsgefühl in ganz besonderem Maße stärken wird. Die ober-schlesische Arbeit soll auf breiter Grundlage vom ganzen Volk geschaffen werden und in ihren letzten Ergebnissen dem ober-schlesischen Volke wieder zugute kommen. Der ober-schlesische Teil des Atlas der deutschen Volkskunde möge die Schicksalsverbundenheit des ober-schlesischen Volkes mit dem deutschen Volke erkennen lassen und uns alle anspornen, im Geiste eines echten Gemeinschafts-sinnes und einer steten Opferbereitschaft alle Kräfte einzusetzen für die Erhaltung und Pflege der segenspendenden Kräfte des Volkstums unserer ober-schlesischen Heimat.

Das Lößvorkommen am Annaberg in Oberschlesien

Von Professor Dr. P. Ußmann, Preuß. Geolog. Landesanstalt in Berlin

Die ober-schlesische Hochfläche, die bei Tost und Groß-Strehlitz in einer Höhe von ungefähr 250—300 m über NN liegt und im Annaberg sogar eine Erhebung von über 400 m besitzt, zeigt zwischen Leschnitz und Vorwerk Neuhoß, östlich Salesche, einen ungefähr WNW — OSO lich streichenden Geländeabfall bis auf 200—220 m über NN, der von Süden her betrachtet nicht nur den Annaberg, sondern das gesamte weiter nördlich gelegene Gebiet als Höhenzug erscheinen läßt. Östlich von Vorwerk Neuhoß nimmt dieser vermeintliche Geländerücken rasch an Höhe ab, auch erscheint sein Abfall nach Süden zu viel weniger steil als weiter westlich, Tatsachen, die in den geologischen Verhältnissen der dortigen Gegend begründet sind.



Skizze des Annaberger Lößvorkommens 1:200 000

Dieser WNW — OSO lich streichende Geländeabfall, sowie das unmittelbar sich daran anschließende Hinterland trägt nun eine Lößdecke, die ich als das Annaberger Lößvorkommen zum Unterschied von anderen in Oberschlesien bezeichnen möchte. Bevor ich jedoch auf dieses Lößvorkommen näher eingehe, möchte ich einige allgemeine Bemerkungen über den Löß vorausschicken.

Der Löß ist eine äolische Staablagerung. Staablagerungen werden aber nur dort gebildet, wo im trockenen Innern großer Festländer, wie z. B. des asiatischen, monatelang kein Regen fällt, so daß der von den Winden aus der Nachbarschaft herbeigeführte

Gesteinsstaub an geeigneten Orten angehäuft werden kann. Für eine stärkere Anhäufung von Staub ist es nun entweder notwendig, daß der Boden, auf dem der Staub niederfällt, grasbewachsen ist, oder daß er in beckenförmigen Vertiefungen und abflußlosen Senken, oder an Hängen im Windschatten abgelagert wird, da er sonst vom nächsten Sturm wieder aufgewirbelt und fortgeführt werden würde. Solche äolischen Staubablagerungen, die z. B. in China stellenweise eine Mächtigkeit von mehreren 100 Metern besitzen, können in allen geologischen Formationen auftreten, in denen Steppenklima geherrscht hat. Die größte Bedeutung haben die Staubablagerungen des Diluviums, die man als Löß bezeichnet. Sie stehen in engster Beziehung zu dem in dieser Zeit auftretenden Vereisungsphänomen. Auf die periphere Lage der Lößgebiete zu den Vereisungsgebieten hat vor allem Lutkowskij¹ hingewiesen. Nach ihm muß sich über jeder großen Binneneisdecke ein Gebiet hoher Luftdrucke ausbilden, von dem trockene Winde nach den Rändern abströmen werden. Beginnt nun das Eis zusammenzuschmelzen oder sich zurückzuziehen, so streichen die Winde z. T. über breite, eisfrei gewordene Grundmoränenflächen, trocknen diese aus, wirbeln Wolken von Staub umher, um sie in der davor gelegenen Grassteppenzone und an anderen geeigneten Orten abzulagern. Auf diese Weise entstand in der Umrandung eines jeden großen Vereisungsgebietes ein Gürtel von Lößablagerungen.

Der Löß ist ein hellgelbes, feinsandiges, kalkhaltiges, in der Regel vollkommen ungeschichtetes, vorwiegend aus kleinen Quarzteilchen bestehendes Gebilde, das große Neigung besitzt, an Hohlwegen senkrechte Wände zu bilden. In ihm finden sich nicht selten kleine Landschnecken der Gattungen *Succinea*, *Helix* und *Pupa*, daneben, und zwar in der Regel an der Basis der Ablagerung, auch Wirbeltierreste. Sehr häufig trifft man im Löß kleine Kalkkonkretionen an, die Lößkündel oder Lößpuppen genannt werden.

Das Annaberger Lößvorkommen beginnt im Osten westlich des Tales bei Niewiesche, wo es zwischen Lohma und Ponischowitz eine Breite von 2 km besitzt. Diese Breite behält es bis zu dem Jarischau-Gatscher Tal bei. Westlich davon schwillt sie unvermittelt auf 4,5 km an, bleibt dann aber gleich bis zum Annaberg hin. Das Lößvorkommen endet auf den Höhen nordwestlich vom Annaberg etwa südwestlich des Dorfes Ober-Elguth. Seine gesamte Länge von Niewiesche bis Ober-Elguth beträgt etwa 26 km. Die östlich vom Jarischau-Gatscher Tal gelegene Partie ist noch einmal durch das Wydower Tal in 2 Teile zerlegt, von denen der östliche der größere ist. Seitlich dieser Lößflächen finden sich dort, z. B. südöstlich von Gatsch, südwestlich vom Vorwerk Henricas Höh, westlich vom Forsthaus Utrata bei Chechlan, noch einige

¹ Lutkowskij, Verhandlungen der zwischenwölkischen Geologentagung in Stockholm im Jahre 1910, Bd. I, S. 359. Stockholm 1912.

kleinere Lößflächen, die auf Anhöhen in der Nähe der großen Lößfelder liegen, mit diesen aber keine direkte Verbindung aufweisen. Westlich vom Jarischau-Gatscher Tal sind dagegen keine derartigen kleinen Lößvorkommen mehr beobachtet worden.

Von Alt-Ujest nach Westen hin ist das Lößgebiet von zahlreichen, vorwiegend in nord-südlicher oder nordwest-südöstlicher Richtung verlaufenden Tälern und Schluchten zerschnitten, die ihre größte Tiefe in der Mitte des Geländeabfalls, also etwa am Ausgehenden der kalkig-dolomitischen Triasschichten, besitzen. Die Anlage derjenigen Täler und Schluchten, in denen ältere Gebirgsglieder in größerer Mächtigkeit unter dem Löß entblößt sind, ist bereits vor der Ablagerung des Lößes erfolgt. Der Löß, der ursprünglich die Oberfläche der älteren Schichten vollkommen einbnete, kleidete natürlich dabei auch die alten glazialen Täler vollkommen aus. Erst die in postglazialer Zeit einsetzende Erosion räumte die alten Täler wieder aus, sodaß man heute darin nicht nur gute Lößprofile, sondern häufig auch Profile des glazialen Diluviums und der Trias beobachten kann. Dabei verdient hervorgehoben zu werden, daß in den nord-südlich verlaufenden Tälern und Schluchten des Lößgebietes ältere Gebirgsschichten fast stets nur an dem östlichen Talhang entblößt sind, während auf der westlichen Talseite nur Löß ansteht. Am deutlichsten tritt dies in dem tiefen, schluchtartigen Tal hervor, das von Scharnosin nach Lichinia herunter kommt. Dort streichen am östlichen Talhang bei Scharnosin kavernöse Rötkalke und weiter südlich der Geschiebemergel auf 4 km Länge unter dem Löß aus, während der westliche Talhang mit Ausnahme einer kleinen Stelle nördlich von Scharnosin, an der Röt ansteht, nur von Löß gebildet wird. Die gleichen Beobachtungen kann man im Poppitz-Galescher Tal, im Kaltwasser-Ujester Tal, in einigen Schluchten bei Leschnitz usw. machen. Nicht nord-südlich gerichtete Schluchten und Täler lassen diese Gesetzmäßigkeit vermissen. Letztere steht zweifellos mit dem Relief der Täler vor der Ablagerung des Lößes im Zusammenhang. Man kann nämlich hier sehr häufig feststellen, daß der östliche Hang der nord-südlich gerichteten, tief eingeschnittenen Täler steil, der westliche dagegen flach, oder doch erheblich weniger steil ist. Dies tritt namentlich in den Schluchten zwischen Ujest und dem Annaberg deutlich in Erscheinung, am besten vielleicht in dem Scharnosin-Lichiniaer Tal und im Kaltwasser-Ujester Tal. Eine solche morphologisch verschiedene Ausbildung der Hänge gleichgerichteter Täler ist schon oft beobachtet worden.² Man führt diese Erscheinung darauf zurück, daß die erodierende Tätigkeit des Regens, des Windes und der Sonnenstrahlen an der einen Talseite wirksamer als auf der anderen sein konnten. Die Lößbedeckung und die später einsetzende Erosion schufen nun im wesentlichen keine neuen Reliefs der alten Täler. Auf dem steilen Osthang wurden die älteren Schichten durch die Ab-

² E. Zimmermann, Über die gesetzmäßige Einseitigkeit von Talböschungen. Zeitschr. der Deutsch. Geolog. Ges. 1894. S. 493—500.

tragung sehr bald wieder freigelegt, während die Erosion auf dem bereits vor Ablagerung des Lösses abgeflachten Westhang so viel Löss liegen ließ, daß dort die älteren Ablagerungen heute noch vollkommen verhüllt werden.³

Sämtliche Täler und Schluchten des Annaberger Lössgebiets reichen nur bis zum Fuß des mit Löss bedeckten Hanges. Weiter talwärts ist in ihrer Verlängerung weder eine Talrinne noch eine flache Talniederung zu beobachten.

Die petrographische Beschaffenheit des bei Annaberg auftretenden Lösses ist die gewöhnliche (s. o.), sodaß ich an dieser Stelle nicht noch einmal darauf einzugehen brauche. Bemerket sei nur, daß man hier und da in ihm Linsen von feinem Sand begegnet, die regellos darin verteilt zu sein scheinen. Sie wurden z. B. bei Kadlubiez, südlich von Poremba und bei Vorwerk Henricas-Höh beobachtet. Lösskiesel kommen häufig darin vor und sind fast in jedem Wasserriß, in dem die Schichten tiefer aufgeschlossen sind, zu finden. Daneben trifft man, und zwar am häufigsten in der Nähe der Basis der Lössdecke, auch kleine Lungenschnecken an. Bisher wurden *Helix hispida* L., *Succinea oblonga* Drap. und *Pupa muscorum* nachgewiesen.⁴ Außerdem sind von Annaberg einige Wirbeltierreste aus dem Löss bekannt geworden, die im Groß-Strehliger Heimatmuseum aufbewahrt werden. Das mir von Herrn Rektor Mücke-Groß-Strehlig freundlichst zur Verfügung gestellte Material enthielt folgende bestimmmbare Stücke:

Humerus, Radius, Ulna, Hand- und Fußwurzelknochen von *Castor fiber* L. (Biber); Astragalus, Calcaneus und Cuboscaphoideum von *Cervus elaphus* L. (Hirsch); Wirbelsäule von *Ovis* sp. (Schaf).

Leider lassen diese Stücke keine speziellen stratigraphischen Schlüsse zu, da sie nicht für ein bestimmtes Glazial leitend sind.

Die Mächtigkeit der Annaberger Lössdecke ist sehr verschieden groß. Sie ist in erster Linie vom Relief des tieferen Untergrundes abhängig. Die größte Mächtigkeit ist dort zu suchen, wo Senken und kleine Täler durch die Lössdecke eingeebnet wurden. An solchen Stellen kann man mit einer Mächtigkeit von 7 m und darüber rechnen. Gewöhnlich ist sie aber wesentlich geringer und dürfte auf der Hochfläche kaum mehr als 4—5 m betragen. Geringere Mächtigkeiten finden sich in den Randgebieten, wo nicht selten das Liegende des Lösses mit dem 2 m-Bohrer erreicht wurde. Lössflächen von geringerer Mächtigkeit treten auf dem östlichen Abschnitt des gesamten Vorkommens häufiger als auf dem westlichen auf. Auch Beobachtungen in den Tälern und Schluchten lassen darauf schließen, daß die Mächtigkeit der Lössdecke im allgemeinen nach

³ E. Zimmermann, Einiges über die Lössfrage. Bericht des nordfränkischen Vereins für Naturkunde in Hof in Bayern. 1896. S. 72—88.

⁴ Eck, H., Zeitschr. der Deutsch. Geol. Ges. Bd. 15, S. 463. 1863.



Lichtbild A. Jüttner / Natibor

Die Sonne steigt über den Nebel
Waldweg im Leuzhof bei Natibor

Westen hin zunimmt. Durch die Verwitterung wurde nun der Löß in der Nähe der Erdoberfläche etwas verändert. Zunächst wurde der Kalkgehalt durch die Lagerwässer bis zu einer gewissen Tiefe entfernt. Diese Entkalkung reicht in der Regel über 2 m, stellenweise, z. B. an Hängen, sogar fast 3,5 m tief hinab. Entkalkungstiefen unter 2 m sind sehr selten. Hand in Hand mit der Entkalkung ging nun in den obersten Schichten des Lößes eine Zerlegung derjenigen Teile vor sich, die nicht aus Quarz bestehen, hauptsächlich der feinen Glimmer-, Hornblende-, Augit- und Feldspatschüppchen. Dadurch erhielt der Löß an der Oberfläche eine Schicht von bräunlichem, z. T. etwas feinsandigem Lehm, dessen Mächtigkeit in der Regel 3—7 dm, stellenweise aber auch 1,5 m beträgt. Der Lößlehm ist ein außerordentlich hochwertiger Ackerboden, der sich nicht nur leicht bearbeiten läßt, sondern auch bei geeigneter Düngung höchste Erträge bringen kann.

Auf Grund der äolischen Bildungsweise des Lößes müßte man nun erwarten, daß zwischen dem Gelände mit mächtigen Lößanhäufungen und dem lößfreien Gebiet ein Streifen liegt, der eine schwache, z. T. unterbrochene Lößdecke besitzt. Nur wenn besondere Bedingungen und Umstände für die Ablagerung des Lößes gegeben waren, wie z. B. das Vorhandensein einer großen, abflußlosen Senke, eine nur lokal verbreitete Vegetationsdecke usw., die der Lößablagerung ihre natürliche Verbreitung vorschrieben, konnte eine scharfe Grenze zwischen lößbedecktem und lößfreiem Gebiet entstehen. Besondere Verhältnisse sind nun zweifellos auch in der Annaberger Gegend bei der Bildung der Lößdecke vorhanden gewesen, da diese Lößfläche ebenfalls scharf gegen das lößfreie Gebiet abgegrenzt ist. Zahlreiche Beobachtungen im Gelände weisen darauf hin. Nördlich von Checlau bildet z. B. ein schmales, größtenteils nur 30—35 m breites Tälchen die Grenze zwischen dem lößbedeckten und dem lößfreien Gelände. Weiter westlich wird die große Lößfläche, die sich zwischen der Stadt Ujest und dem Annaberger ausdehnt, durch das Jarischau-Gatscher Tal auf eine Erstreckung von 5 km begrenzt. Von Jarischau verläuft die Lößgrenze weiter in nordwestlicher Richtung über Jarischau, Abbau Forsthaus Klutschau, Vorwerk Johanneshof, Radlubiez nach Wyssoka als scharfe Linie, Täler und Höhen überquerend. Die Südgrenze des Annaberger Lößgebietes scheint auf den ersten Blick weniger scharf als die Nordgrenze zu sein, da sich dort zwischen den mächtigen Lößbildungen, deren Begrenzung im Süden etwa von Ujest über Vorwerk Niederhof nach der Straßenkreuzung in Salesche hin geht, um dort bis Leschnitz der Straße Salesche—Leschnitz zu folgen, und dem lößfreien Gebiet eine Fläche von ca. 1 km Breite ausdehnt, die weniger als 2 m Lößbedeckung besitzt. Diese Lößfläche liegt bereits fast vollkommen in der Ebene (zwischen 205 und 215 m Höhe über NN) und besteht aus Löß, der ursprünglich gar nicht dort abgelagert, sondern erst später von der Höhe heruntergespült bzw. heruntergeweht

wurde. Daher kommt Löß in der gewöhnlichen Beschaffenheit hier gar nicht vor. Er besteht vielmehr aus einem grauen, mehr oder weniger tonigen, kalkfreien Feinsande, der deutliche Merkmale der Umlagerung — er zeigt stellenweise etwas Schichtung — und weit vorgeschrittener Verwitterung aufweist. Die südliche Verbreitungsgrenze des primären Lößes, die heute durch jene Schwemmlößbildungen vollkommen verwischt ist, dürfte am Fuße der Anhöhe zu suchen sein. Auch hier haben zweifellos die ursprünglich am Hang abgelagerten, mächtigen Lößschichten einstmals unmittelbar neben vollkommen lößfreien Gelände gelegen.

Es ist also mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß das Annaberger Lößvorkommen kurz nach seiner Aufwehung im Norden wie im Süden scharfe Grenzen gegen das lößfreie Gebiet besaß, deren Entstehung mit der Bildung des ganzen Vorkommens in unmittelbarem Zusammenhang stehen muß. Während des Zusammenschmelzens des letzten Inlandeises in Oberschlesien wurde wohl der zwischen Leschnitz und Mjest nach Süden zu geneigte Hang der ober-schlesischen Triasplatte früher eisfrei als andere Gebiete nördlich und südlich davon. Dieser Vorgang ist vermutlich nicht allein aus der dort besonders wirksamen Sonnenbestrahlung zu erklären, sondern wurde auch noch durch eine starke ostwestlich bezw. NW — SO lich gerichtete und durch den Geländeabfall bedingte Zerklüftung des Eises begünstigt, deren Vorhandensein auch aus Beobachtungen über die Geschiebeverteilung geschlossen werden kann. Traten dann die Bedingungen für die Lößbildung ein (Austrocknung der Staubstürme), so fiel der Löß sowohl auf dem eisfreien als auch auf dem mit Eis bedeckten Gelände nieder. Während nun der auf der eisfreien Fläche abgelagerte Löß als solcher erhalten blieb und dabei durch das ursprünglich in seiner Umgebung liegende Inlandeis seine natürliche und scharfe Begrenzung erhielt, wurde der auf das Eis niedergefallene Löß bei der weiteren Ausschmelzung des Inlandeises mehr oder weniger stark mit dessen Sedimenten vermengt und erscheint heute über der echten Grundmoräne und ihren Auswaschungsprodukten nur noch als feinsandige, geschiebearme Deckschicht von durchschnittlich 60 cm Dicke. Diese feinsandigen Deckschichten haben namentlich im östlichen Oberschlesien, bei Beuthen, Laurahütte, Rattowitz, Hindenburg, sowie zwischen Peiskretscham und Jakobsvalde eine weite Verbreitung. Weiter westlich begegnet man ihnen noch auf den Meistischblättern Tost, Blottwitz und Leschnitz. Nördlich der Linie Tost—Gogolin scheinen sie zu fehlen.

Die weite Verbreitung dieser feinsandigen Deckschichten läßt nun den Schluß zu, daß die allgemeine Lößbildung östlich der Oder ursprünglich nicht nur auf die Annaberger

Gegend beschränkt war, sondern darüber hinaus weite Gebiete einnahm, die sich an Größe mit dem auf dem Westufer der Oder gelegenen Lößgebiet durchaus messen können.

Gegenwärtig ist man der Ansicht, daß die Entstehung des Lößes in Deutschland hauptsächlich in die Zeit der letzten Vereisung falle. Für das Annaberger Vorkommen kann man aber ein so junges Alter nicht annehmen. Bekanntlich ist Oberschlesien von der letzten Vereisung des norddeutschen Flachlandes nicht mehr erreicht worden. Die hier festgestellte jüngste Vereisung ist älter und gehört vermutlich der vorletzten Vereisung des norddeutschen Flachlandes an. Infolgedessen müssen die Lößschichten am Annaberg, die während des Zusammenschmelzens des letzten dort lagernden Inlandeises gebildet wurden, ebenfalls schon während der vorletzten Eiszeit entstanden sein. Für diese Auffassung spricht u. a. auch ihre tiefe, z. T. weit über 2 m hinabgehende Entkalkung, die bei jungen Lössen stets wesentlich geringer ist.

Inwieweit diese Altersfeststellung des Annaberger Lößes das ober-schlesisch-mährische Hauptlößgebiet links der Oder berührt, läßt sich heute noch nicht übersehen. Jedenfalls kann man aber als sicher annehmen, daß der ältere Löß wohl eine viel größere Verbreitung besitzt, als man gegenwärtig annimmt.

Sternblume

Von Luise Meinedt-Grull

Du weiße Blüte mit dem goldnen Kelch,
Du birgst in deiner lieblichen Gestalt
Ein himmlisches Geheimnis.

Bildnis bist du mir
Des Menschen, wie ihn Gott sich einst gedacht.

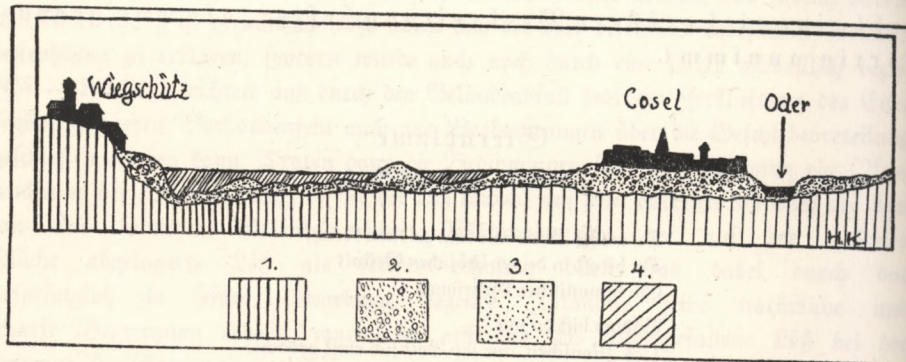
Mit deinem grünen Leib der Mutter Erde
Verwurzelt und von ihrem Leben lebend
Strebst du doch hoch von ihr empor und trägst
Dein goldnes Herz dem Sonnenlicht entgegen,
Auf daß es sich mit Glanz und Reinheit fülle.

Dann wieder läßt auf vielen hellen Strahlen
Nach allen Seiten in die Welt du leuchten,
Was dir der Himmel gab an Gold und Glück.
So stehst du in schimmerndem Geschmeide,
Ein zartes Wunder auf der rauhen Erde.
Du Stern, noch licht in abendlichem Dunkel,
Gibst es noch Schöneres, als daß ein Mensch so sei
wie Du?

Untersuchungen im Wiegschüßer Moor

Von E. Schubert-Groß-Elguth und H. Kurz-Beuthen

Unter dem Namen Wiegschüßer Moor ist im Schrifttum ein Teil des diluvialen Flußbettes der Oder zwischen Wiegschütz und Cosel bekannt geworden, wo sich im Gegensatz zu den Sand- und Rieseschichten, die sonst das Erosionstal ausfüllen, größere Moorbildungen zeigen. Das Gebiet des Moores beginnt nordöstlich des Schloßparkes von Wiegschütz und breitet sich gegen Norden und Süden aus. Die westliche Grenze wird vom eiszeitlichen Steilufer des Obertales gebildet, die nördliche etwa von dem Bahndamm der Eisenbahnstrecke Cosel-Oberglogau, die südlich vom Wege Cosel-Wiegschütz. Gegen Osten weitet sich das Moor beträchtlich und wird, — noch innerhalb des Erosionstales, — von Sand- und Riesebänken begrenzt, die sich zwischen das Moor und den heutigen Oberlauf schieben. (vgl. Abb. 1).



Schnitt durch das Obertal bei Cosel
Längenmaßstab etwa 1 : 50 000

1. Diluv. und prädiluv. Schichten
2. Diluv. Sande und Kiese
3. Dünen sand
4. Torf

Der Grundwasserspiegel liegt im Moore, trotz mehrerer Entwässerungsgräben, die in die Oder münden, in geringer Tiefe. Die oberste Decke des Moores wird von einer Humusschicht gebildet, die üppigen Pflanzenwuchs aufweist. Die reiche Flachmoorvegetation, die zahlreiche Seltenheiten enthält, ist durch Schubert untersucht worden.¹ Seine

¹ Vgl. Schubert: Das Wiegschüßer Moor in: Natur und Landschaft in Oberschlesien, Sonderheft der Monatschrift „Der Oberschlesier“ Juni 1927. S. 344 ff.

soziologischen Arbeiten haben die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf das Wiegschüßer Moor gelenkt, sodaß es das nächstliegende war, die Moorforschung in Oberschlesien mit der Untersuchung des Wiegschüßer Moores zu beginnen.²

Geologische Untersuchungen im Wiegschüßer Moor

Von H. Kurz-Beuthen

Der heutige Lauf der Oder ist nur eine schmale Rinne innerhalb des breiten Flußtales, das die Ausdehnung des Stromes zur Eiszeit bezeichnet. Die mitunter recht beträchtliche Breite des diluvialen Bettes läßt sich auf Grund der Uferhöhen verfolgen. Auf weite Strecken im oberschlesischen Teile des Oderlaufes hin wird das eiszeitliche Ufer von Steilhängen gebildet, die nicht selten eine stufenartige Gliederung erkennen lassen. Ein Teil dieses Steilufers ist in besonders klarer Form bei Wiegschütz, Kr. Cosel, ausgeprägt. Hier wird das westliche Hochufer des Obertales von einem Hange dargestellt, der durchgehend eine Höhe über 190 m über NN. aufweist. Dieses Hochufer läßt sich vom Orte Reinsdorf aus über Wiegschütz bis nach Komorno gut verfolgen. Während nach Westen zu die Höhen sich weiter fortsetzen, senken sie sich gegen das Obertal in einem steilen Abfall bis auf etwa 170 m. Wie an anderen Stellen zu beobachten ist, gliedert sich auch bei Wiegschütz der Abhang in drei Stufen.³ Eine kurze Untersuchung dieser Terrassen gab folgendes Bild:

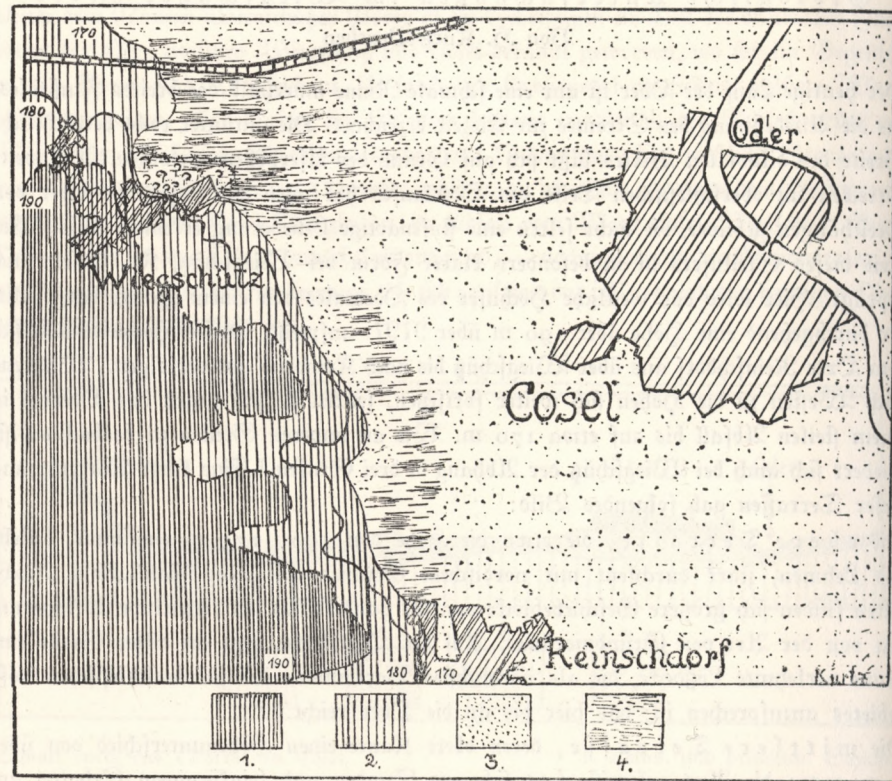
Die obere Terrasse, die etwa die Höhe von 190—175 m einnimmt, besteht aus Lehmen, stark durchsetzt mit nordischem Geschiebe bis über Faustgröße. Nicht selten finden sich größere Geschiebeblöcke vor. Es handelt sich um eiszeitliche Ablagerungen von der Art von Grundmoränen. Auf der Oberfläche liegt an dieser Stelle eine dünne verlehnte Lößdecke, die als nördlichstes Vorkommen des südoberschlesischen Lößgebietes anzusprechen ist, das hier bis an die Oder reicht.

Die mittlere Terrasse, deren obere Kante einen Höhenunterschied von über 4 m gegen die Aue aufweist, setzt sich aus Sanden und feinkörnigem Schotter zusammen. Nur selten kommen Geschiebe vor, die Faustgröße überschreiten. Die Schichtung läßt erkennen, daß wir es mit Ablagerungen fluvialen Ursprungs zu tun haben.

² Die Bohrungen wurden durch E. Schubert und H. Kurz ausgeführt, die von Lehrer Welgel-urbanowicz tatkräftig unterstützt wurden. Die Erforschung des Moores wurde durch Zuwendungen des Kommissars für Naturdenkmalpflege in Oberschlesien, Prof. Eisenreich und durch den Vertrauensmann für Kulturgeschichtl. Bodenaltertümer, Dr. v. Richthofen ermöglicht. Ihnen sei auch an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

³ Die Gliederung des diluvialen Oberufers ist an vielen Stellen in Oberschlesien zu erkennen, wenn auch nicht überall alle Terrassen klar ausgeprägt sind. Recht gut ist z. B. die Terrassenbildung bei Chorulla Kr. Groß-Strehlitz zu beobachten.

Die untere Terrasse besteht fast ausschließlich aus Sanden und feinkörnigen Kiesen bis Erbsengröße, in die moorige Stellen eingelagert sind. Die untere Terrasse wird von Ablagerungen der alluvialen Zeit gebildet und stellt das Überschwemmungsgebiet, die Aue der Oder dar. Vor der Regulierung des Flußlaufes änderte sich häufig



Das Odertal zwischen Cosel und Wiegschütz
Maßstab etwa 1 : 50 000

1. bis 190 m über N. N.
2. 190 — 170 m über N. N.
3. Sand
4. Moor

das Bett innerhalb dieser Terrasse. Der Grundwasserspiegel liegt in geringer Tiefe, so daß für die Moorbildung recht günstige Bedingungen vorhanden sind. Das heutige Oberbett ist etwa 3 m in der unteren Terrasse eingegraben.

Innerhalb des Geländes der unteren Terrasse findet sich in Oberschlesien kaum ein

größerer Ort.⁴ Die Festung Cosel ist hier angelegt worden, um in dem Sumpf- und Moorgürtel, der die Stadt umgibt, einen natürlichen Schutz zu haben.

Betrachten wir den Querschnitt durch das Odertal zwischen Wiegschütz und Cosel, so tritt die gewaltige Rinne hervor, die der Fluß mit ungeheuren Wassermengen eingegraben hat (Abb. 2). Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir die Entstehungszeit dieses breiten Bettes in die Abschmelzperiode des Rißes legen, als die Oder die Wasser der tanenden Gletscher aufnahm. Nachdem die Zwischeneiszeit überschritten war, und die Kälteperiode des vorrückenden Würmeises sich bemerkbar machte, konnte sich die mittlere Terrasse bilden. Die Sande und Kiese, die die Oder mit sich führte, setzten sich ab, der vereiste Fluß schotterte sein Bett auf. In der folgenden, wärmeren nacheiszeitlichen Periode trug der Fluß die Schottermassen ab bis auf Reste längs des Ufers, die als Terrasse stehen blieben. In späteren Zeiträumen, als die klimatischen Verhältnisse sich den jetzigen annäherten, trat der Wasserstand zurück, die untere Terrasse wurde teilweise frei. Von dieser Zeit, dem frühem Alluvium, ab, war der Lauf der einzelnen Arme in dem noch sehr breiten Bette mannigfachen Wechseln unterworfen. Weite Teile der unteren Terrasse lagen frei oder wurden nur bei Überschwemmungen mit Wasser überdeckt. Tiefere Stellen, namentlich alte Arme, waren wassergefüllt, verlandeten und bildeten ausgedehnte Moore. Auf den freien Plätzen konnten Stürme die Sandmassen aufhäufen.⁵

Von der Entwicklung der unteren Terrasse haben die Moorbohrungen ein anschauliches Bild ergeben. Bohrloch A, das etwa 20 m vom Fuße der mittleren Terrasse entfernt war, wies eine Torfschicht von 6,45 m Mächtigkeit auf! Diese beträchtliche Tiefe ist nur so zu erklären, daß an dieser Stelle eine tiefe Rinne bestanden hat, die vermoorte und ein mächtiges Torflager entstehen ließ. 170 m östlich von dieser Stelle wurde unter einer knapp einen Meter starken Moorschicht Dünen sand erbohrt. Unter der 1 m mächtigen Dünen sand schicht wurde die Schotter schicht erreicht, die als Ablagerung des Flusses anzusehen ist. Das Profil ergibt, daß in einem Zeiträume, als dieser Teil der Terrasse wasserfrei war, die Aufwehung einer Düne erfolgen konnte und in späteren Zeiten, bei höherem Wasserstande, Torfschichten die Düne überwachsen haben.

Es wäre verfehlt, aus den Profilen der Bohrungen und den Pollendiagrammen auf die geologischen Verhältnisse Oberschlesiens der Nacheiszeit Rückschlüsse zu ziehen. So ist auch die Verwitterungszone, die in den beiden untersuchten Bohrkernen angetroffen wurde, auf ein wohl nur örtliches Trockenstadium zurückzuführen. Immerhin lassen sich aus den

⁴ Vergl. z. B. die Lage der Dörfer längs der Oder zwischen Ottmuth Kr. Gr.-Strehlitz und Oppeln.

⁵ Eine große Düne östlich des Wiegschützer Moores wurde beim Bahnbau der Strecke Cosel—Oberglogau abgeschachtet.

Pollenuntersuchungen einige Anhaltspunkte für die Altersbestimmung der unteren Terrasse gewinnen. Zu Beginn der Verlandung im Obertal — aus dieser Zeit stammen die untersten Schichten des Wiegshüger Moores — war der Wasserstand bereits so weit gesunken, daß sich freie Flächen und mit Schilf bestandene Teiche innerhalb der unteren Terrasse befanden. Das Pollenbild der unteren Schichten spiegelt einen Kiefern-birkenmischwald wieder, der für das Ende der Vereisung Oberschlesiens kennzeichnend ist. Da zur Zeit dieses Waldes die mittlere Terrasse schon bestanden hat, muß diese Stufe als Ablagerung des wasserarmen Flusses während des Kältestadiums der Würmeiszeit angesprochen werden, während die untere Terrasse als eine jüngere, zum größten Teile alluviale Bildung anzusehen ist. Freilich haben die Einflüsse des Würmeises, das Oberschlesien nicht mehr erreichte, auf die Bildung dieser Stufe gewirkt. Möglicherweise ist das Zurückgehen der Pollen und damit des Waldbestandes zwischen den beiden untersten Gipfeln der Kieferkurve auf die Verschlechterung des Klimas zurückzuführen, die durch den zweiten Vorstoß des Würmeises hervorgerufen wurde. Diese Tatsache wäre so zu deuten, daß der erste Würmvorstoß noch den Flußlauf stark beeinflusste und ihn zu Schotterablagerung zwang (mittlere Terrasse), der zweite Vorstoß wohl nicht so sehr auf den Fluß selbst als auf die umstehenden Wälder sich auswirkte. Ob die Dünenbildung in diese Periode zu setzen ist, als heftige Stürme von den Gletschern her wehten, oder etwa in die später folgende Trockenzeit, muß dahingestellt bleiben. Erst weitere Beobachtungen in anderen obererschlesischen Mooren werden im Verein mit den Diagrammen von Wiegshütz Anhaltspunkte für den geologischen Aufbau der unteren Overterrasse liefern.

Zusammenfassend können die Untersuchungen im Wiegshüger Moor als neue Materialien für die geologische Erforschung des obererschlesischen Obertales angesehen werden. Der Aufbau der klar ausgeprägten Terrassen konnte hier gut studiert werden. Vor allem ließ sich für die Zeitstellung der unteren Terrasse, also für die nacheiszeitlichen Ablagerungen des Oberbettes auf Grund der Pollenanalyse ein Anhaltspunkt gewinnen. Sind auch in keiner Weise abschließende Erfolge zu verzeichnen, so haben wohl die hier niedergelegten Beobachtungen gezeigt, wie sehr noch eifrige Arbeit für die Klärung ungelöster Fragen der Eiszeit in Oberschlesien nötig ist. Hierfür haben sie ferner einen noch unbegangenen Weg gewiesen, der Erfolg verspricht, nämlich das Zusammenwirken von Geologie und Moorforschung.



Pollenanalytische Untersuchungen im Wiegschüger Moor¹

Von E. Schubert, Groß-Elguth, Kreis Gosel

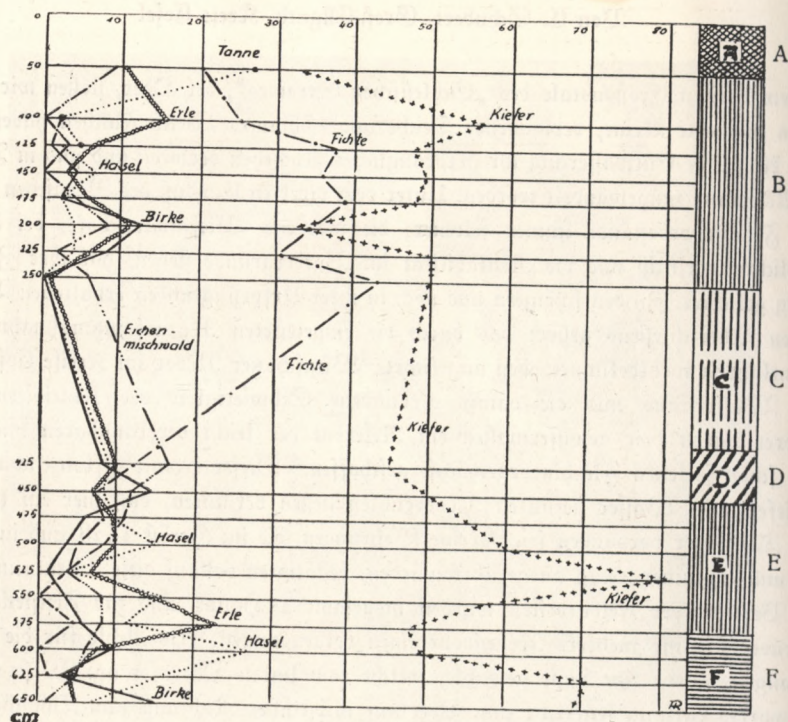
In dem breiten Erosionstale des „Schlesischen Stromes“, der Oder, stoßen wir allenthalben auf alte Arme, verlandende Teiche und Sümpfe. Weite Flächen haben heute durch künstliche Entwässerung ihr ursprüngliches Aussehen verloren und sind in Weiden und Ackerland umgewandelt worden. Unter dem direkten Einfluß des Menschen werden reine Flachmoorbefände immer seltener; die moderne Wiesenwirtschaft, bei der das Nützlichkeitsprinzip und die Rentabilität im Vordergrund stehen, hat ihre Zahl gewaltig gelichtet. Zu den schönsten und noch in ihrer Ursprünglichkeit erhaltenen Wiesenmooren Oberschlesiens gehört das durch die eingeleiteten Naturschutzmaßnahmen der Öffentlichkeit wohlbekannte oben angeführte Wiegschüger Moor im Kreise Gosel. Der hohe Wasserstand und die damit verbundene Schwierigkeit der Kultivierung des Moores haben hier gewissermaßen ein Reservat der leicht verdrängbaren und daher heute schon seltenen Flachmoorgewächse geschaffen.² Dieser rezente Pflanzenwuchs und die tiefen mit Wasser gefüllten Moorkuhlen ließen vermuten, daß hier ein tiefgründiges Torflager vorhanden sei. Meine Bohrungen, die im Herbst 1928 und im Frühjahr und Sommer 1929 ausgeführt wurden, bestätigten voll und ganz diese Vermutungen.

Im Verlauf der Feldarbeiten wurden insgesamt 4 Haupt- und zur Feststellung der Tiefenverhältnisse mehrere Nebenbohrungen vorgenommen. Als Achse für die Hauptbohrungen wurde eine Linie gewählt, welche vom linken Odufer am Westrande des Gutsparkes entlang senkrecht zum Oduerlauf in östlicher Richtung zum Bahnhof Gosl hinüberführt. Das erste Bohrloch A wurde in 10 m Entfernung von dem Anfangspunkte der Achse (nördliches Tor des Gutsparkes) angelegt. Die Bohrlöcher B und C wurden in je 175 m, das Bohrloch D in 150 m Entfernung von einander erbohrt. Die Torfproben wurden mit einem von der Provinzialstelle für Naturdenkmalspflege in Oberschlesien zur Verfügung gestellten Schwedischen Kammerbohrer in einem Abstände von je 25 cm entnommen. Der Bohrzylinder liefert nur Bohrkerner von 2 cm Stärke, was den Nachteil hat, daß man größere Pflanzenreste nicht aus der Tiefe heben kann. Leider kommt daher die makroskopische Untersuchung nur in bescheidenem Maße auf

¹ Bei der Auswertung der Pollendiagramme für den Aufbau des Moores hat mich Mittelschullehrer H. Rogias, Beuthen, mit seiner vorzüglichen Kenntnis des ober-schlesischen Diluviums in besonderer Weise unterstützt, wofür ihm an dieser Stelle herzlichst gedankt sei.

² Vgl. E. Schubert: „Das Wiegschüger Moor in: Natur und Landschaft in D/C. „Der Oberschlesier“ Juni 1927, S. 344 ff.

ihre Rechnung. Weit wichtiger als die makroskopische Erforschung ist die Untersuchung der in das Moor aus der Umgebung hineingewehten Blütenstaubkörner (Pollen) einzuwerten, die mit Hilfe des Mikroskopes erfolgt. Sie gibt uns ein Bild von der Zu-



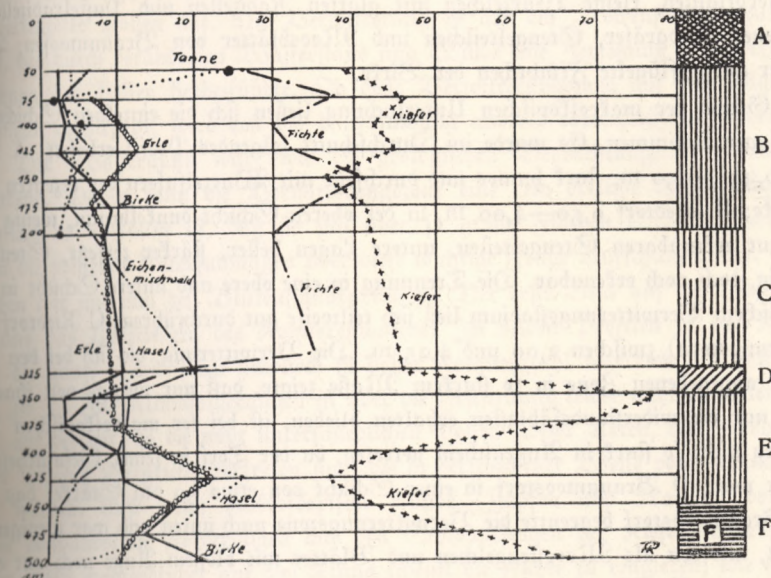
Wiegshüger Moor
Bohrloch A

- A = Humus
- B = Kiedtorf
- C = Kiedtorf (Verwitterungszone)
- D = Braunmoostorf
- E = Röhrichttorf
- F = Mudde

sammensetzung der Wälder, die ehemals unsere Moore umstanden. Die mikroskopische Untersuchung wurde nach der von Dr. h. c. E. Bertsch, Ravensburg, üblichen Methode getätigt.³ Der Gang ist etwa folgender: Auf einem Uherschälchen wird $\frac{1}{2}$ —1 ccm der

³ Der Verfasser ist von Dr. h. c. Bertsch in die Methode der Pollenanalyse eingeführt worden. Er verdankt ihm zahlreiche Anregungen für die vorliegende Arbeit, sowie die in liebenswürdiger Weise übernommene Bearbeitung der Bohrproben von Bohrloch A; das in der Abbildung  wiedergegebene Diagramm stammt aus seiner Hand.

zu untersuchenden Torfprobe mit 10prozentiger Kalilauge übergossen, gut verrührt und einige Minuten über einer Spiritusflamme gekocht bis die Masse breiig wird. Dann gießt man Glycerin nach, mischt alles durcheinander und bringt einen Tropfen auf den Objektträger, verteilt ihn gleichmäßig unter dem möglichst breiten Deckgläschen, worauf die mikroskopische Untersuchung beginnen kann. Einfacher ist die makroskopische Untersuchung zu tätigen. Hierbei werden die Proben auf Porzellanteller ausgebreitet, mit



Wiegshüger Moor
Bohrloch C

- A = Humus
- B = Kiedtorf
- C = Kiedtorf (Verwitterungszone)
- D = Braunmoostorf
- E = Röhrichttorf
- F = Mudde

einer schwachen Oxalsäurelösung übergossen und für kurze Zeit in die Sonne gestellt. Die dunkle Torffarbe verschwindet, und es wird nun möglich, schon mit bloßem Auge Bestimmungen vorzunehmen.

Von den 4 Bohrlöchern wurden die entnommenen Proben von Bohrloch A und C untersucht. Die Bearbeitung der Bohrproben von B und D konnten im Hinblick auf den hohen Mühenaufwand und den von Dr. h. c. E. Bertsch angekündigten geringen Erfolg unterbleiben. Sie hätte nach seiner Ansicht nur dann einen Zweck, wenn eine be-

stimmte Grenzschicht oder wichtige Fundstücke datiert werden müßten, was aber durchaus nicht zutrifft.

Die makroskopischen Untersuchungen, die an Torfproben aus verschiedenen Tiefen vorgenommen wurden, ergaben in der Hauptsache Früchte von verschiedenen Riedgräsern, insbesondere von *Carex panniculata* (rispiges Riedgras), *Carex rostrata* (Schnabelsegge), Früchte von Juncaceen (Binsen), sowie die von *Menyanthes trifoliata* (Fieberklee); ferner Stengel- und Blatteile von Riedgräsern und anderen Sumpf- und Wasserpflanzen, kleine Würzelchen mit glatten Radizellen und Pustelradizellen verschiedener Riedgräser, Stengelteilen und Moosblätter von Braunmoosen, Birkenblätter und geflügelte Fruchtkörper der Birke.

Auf Grund der makroskopischen Untersuchung ließen sich die einzelnen Schichten der Torflagen bestimmen. Es wurde im Durchschnitt folgendes Profil erbohrt: A Moorerde 0,35—0,50 m, stark humos und durchsetzt mit Wurzelfasern der rezenten Pflanzendecke; B Niedertorf 0,50—4,00 m, in der oberen Schicht dunkelbraun, wenig zerlegt mit gut erkennbaren Stengelteilen, untere Lagen heller, stärker zerlegt, Stengelteile brüchig, doch noch erkennbar. Die Trennung in eine obere und untere Schicht in unterschiedlichem Verwitterungsstadium ließ sich teilweise gut durchführen; C Niedertorf (Verwitterungszone) zwischen 2,00 und 4,25 m. Die Verwitterung, die sich bei den Pollen in der angegebenen Zone in so starkem Maße zeigte, daß nur wenige von ihnen und zwar nur die widerstandsfähigsten erhalten blieben, ist bei der makroskopischen Untersuchung nicht so stark in Augenschein getreten, da der Torf in seiner Gesamtheit stark zerlegt war; D Braunmoostorf in einer Schicht von etwa 50 cm Stärke; das Lager von Braunmoostorf begrenzte die Verwitterungszone nach unten und war weniger stark zerlegt, insofern als Moosstengeln und Blätter mit bloßem Auge noch gut erkennbar waren; E Röhrichtorf in einer Stärke von etwa 0,50—1,25 m, hell bis dunkelbraun, trocken, mit zahlreichen makroskopischen Pflanzenresten; F Mudde, 0,30—0,70 m stark, grau, fettig, mit vereinzelten Pflanzenresten. Der Übergang von der Mudde zum sandigen Untergrund war ein allmählicher; der Sand ist hellgrau und von geringer Korngröße, zum Teil mit größeren Kiesen untermischt.

Der mineralische Untergrund wurde bei dem Bohrloch A in 6,45 m Tiefe erreicht. Die Tiefenlage des Untergrundes bei den Bohrlöchern B, C und D ist wechselnd und ergibt Tiefenmaßzahlen von 2,25 m bei B, 5,00 m bei C und 3,35 m bei D. Das mächtigste Torflager ist das der Bohrung A. An dieser Stelle muß der Oberlauf eine wirbelreiche Schlinge gebildet haben, die hier ein tiefes Becken auswusch. Dafür spricht auch der bei der mikroskopischen Untersuchung der unteren Proben festgestellte Seebildungsprozeß.

Letztere wurden besonders zur Bestimmung der Baumpollen herangezogen. Da die Pro-

ben in regelmäßigen Abständen dem Bohrkern entnommen wurden, ließ sich die wechselnde Zusammensetzung der Blütenstaubkörner gut verfolgen. Um von den Schwankungen ein anschauliches Bild zu erhalten, werden ausgezählte Pollen ihrem Anteil entsprechend in Diagramme eingetragen, an denen die gesamte Entwicklung rasch zu überschauen ist.

Bei der Betrachtung unserer Diagramme, die in den Abbildungen wiedergegeben sind, muß die Verwitterungszone bei Bohrloch A in 2,50 m, bei C in 2,00 m Tiefe sofort auffallen. Der Torf ist in diesen Lagen stark verwittert und weist gar keine oder nur ganz vereinzelte Pollen auf. Die Verwitterung ist auf ein Trockenstadium zurückzuführen, das durch veränderten Wasserstand und Winde eine Zerlegung des Torfes und Zerstörung der Pollen herbeiführte. Ob diese Verwitterungszone auf eine allgemeine Trockenzeit zurückgeht, wird erst die Untersuchung anderer obererschlesischer Moore ergeben. Der Wasserstand war, wie die geologischen Beobachtungen ergaben, sehr schwankend. Daher kann die Verwitterungszone eine rein örtliche Erscheinung sein, wenngleich es auffällig ist, daß sie sich über so große Flächen erstreckt. Zweifellos werden die weiteren Untersuchungen über diese wichtige Frage Aufschluß geben.

Wenden wir uns nun den Blütenstaubkurven zu. Der erste Blick auf die Diagramme zeigt uns das Überwiegen des Koniferenwaldes. In beiden Profilen ist der Kiefernpollen die ganze Schichtfolge hindurch in hoher Frequenz vertreten und fällt nicht unter 30 %. Für Klimafolgerungen ist aber die Feststellung leider nicht in vollem Umfange auswertbar, da die nicht unterschiedlichen Pollen zweier Arten, der gewöhnlichen Kiefer und der Bergkiefer vertreten sind, die in verschiedener Weise vom Klima beeinflusst werden. Erst wenn makroskopische Funde (Zapfen und Nadeln) vorliegen, können einwandfreie Forderungen aus den Schwankungen der Kiefernkurve gezogen werden. Viel empfindlicher auf das Klima scheint die Fichte zu reagieren, wie ihre abwechslungsreiche Kurve zeigt. Im Gegensatz zur Kiefer tritt die Fichte anfangs später, also erst in höheren Schichten auf, um in den oberen Torflagen in stets schwankendem Mengungsverhältnis vertreten zu sein.

Wir können auf Grund dieser Feststellungen die Fichte wohl als Leitform für die Vegetationsfolge betrachten, etwa wie in Süddeutschland das Vorkommen der Buche ausgewertet wird. In wie weit diese Mutmaßung zutrifft, werden erst Untersuchungen in anderen obererschlesischen Mooren ergeben. Bemerkenswert ist die Überschneidung der Kiefernkurve durch die Fichte in 1,50 und 2,00 m.

Im Gegensatz zu der stark bewegten Kurve des Nadelwaldes erscheinen die Linien der Laubbäume ungleich ruhiger. Man muß aber hierbei berücksichtigen, daß die Pollen der Laubbäume weniger widerstandsfähig sind und daher möglicherweise das Mengungsverhältnis zu den Nadelbaumpollen aus dem Diagramm nicht in voller Deutlichkeit her-

vortritt. Ein anderes Moment, welches das Häufigkeitsbild gleichfalls täuschend beeinflussen könnte, ist die höhere Pollenerzeugung der Nadelbäume.

In dem Diagrammbild der Laubbäume wird die ruhige Linie auffällig gestört durch ein fast plötzliches Anwachsen der Pollenhäufigkeit in den unteren Schichten (5,25—6,50 m) bei Bohrloch A und 3,75—4,75 m bei C). Gleichzeitig ist ein Zurückgehen der Kiefer festzustellen. Hierbei ist die Fichte noch fast garnicht oder nur in einem geringen Prozentteil beteiligt, sodaß sie als Waldbaum in geschlossenem Bestande erst für die höheren Lagen anzusprechen ist. Weitere, doch nicht mehr so beträchtliche Schwankungen der Laubbaumkurve in den höheren Schichten zeigen entgegengesetzte Bewegung der Nadelbaumkurve.

Das Wiegshüger Moor ist in der Gesamtheit der Ablagerungen als eine rein nacheiszeitliche Bildung anzusprechen, was für Oberschlesien bedeutet, daß es seit dem Abschmelzen des Rißes sich gebildet hat. Die mannigfachen Klimaschwankungen in der Zeitspanne seit dem Ende der Rißvereisung bis in unsere Zeit sind die Ursache einer wechselnden Vegetation. Hierauf, vor allem auf die schwankende Zusammensetzung des Baumbestandes ist das wechselnde Bild der Diagramme zurückzuführen. Der fast reine Kiefernwald und der geringe Bestand an Laubbäumen fallen wohl schon in die Abschmelzperiode des Rißes. Sobald sich in der Wiegshüger Gegend die Möglichkeit zur Moorbildung bot, haben die Pollen dieses Waldes im Moor Aufnahme gefunden und bezeugen, daß Kiefer, Birke und Erle die ersten Waldbäume waren, die in unseren Gegenden den weichenden Gletschern nachfolgten.

Die durch die geologischen Forschungen erwiesenen, mit diluvialen Ereignissen in Nord-europa verbundenen Klimaschwankungen seit der Würmeiszeit könnten mit dem wechselnden Kurvenbild in den unteren Schichten der Diagramme in Zusammenhang gebracht werden. Solange jedoch nicht umfangreichere Beobachtungen uns hierfür zur Verfügung stehen, wären alle diese Schlüsse ohne sichere Grundlagen. Es ist daher heute noch nicht an der Zeit, derartige Einzelheiten der Diagramme in vollem Maße auszuwerten zu können.

Die ersten Untersuchungen im Wiegshüger Moor zeigen, zu welchen Erfolgen auch bei uns die pollenanalytische Methode führen kann. Im Wesen der Moorforschung, die in Ostdeutschland erst in den Anfängen steht, liegt es, übereilte Schlüsse allgemeiner Art zu vermeiden. Die Fortsetzung derartiger Einzeluntersuchungen verschiedener Moore in der Art der vorliegenden ersten pollenanalytischen Arbeit über das Wiegshüger Moor wird auch für Oberschlesien zum Ziele der Moorforschung führen, nämlich zur zusammenhängenden Darstellung der nacheiszeitlichen Klimaverhältnisse und zur Klärung der damit zusammenhängenden Fragen.

Naturschutz und Wasserwirtschaft

Von Regierungsbaurat und Oberfischmeister Krause, Dppeln

Was unter „Naturschutz“ zu verstehen ist, braucht hier nicht erörtert zu werden, dagegen ist es wohl erwünscht, daß ich kurz das Wort „Wasserwirtschaft“ erläutere.

Unter „Wasserwirtschaft“ versteht man:

erstens Beherrschung des Wassers, um sich zu schützen vor zu wenig oder zuviel Wasser, zweitens Ausnutzung des Wassers für die mannigfachsten menschlichen Bedürfnisse, also für die Fischerei, für die Schifffahrt, für die landwirtschaftliche Bewässerung, als Trink- und Fabrikationswasser und schließlich für die Abführung und Reinigung der Abwässer. Es ist klar, daß diese verschiedenen Formen der Ausnutzung dauernd in Widerstreit miteinander geraten und daß bei wachsender Zivilisation und wachsender Menge der Bevölkerung die Ansprüche an Menge und Beschaffenheit des Wassers immer größer werden.

Und so ist es schließlich

drittens die vornehmste Aufgabe der Wasserwirtschaft, diese Interessengegensätze auszugleichen, das Wasser zu „bewirtschaften“.

Nun kommt der Naturschutz und meldet auch seine Forderungen an, und es kann nicht ausbleiben, daß er bei diesem „Kampf um das Wasser“ oft genug in Gegensatz zur Wasserwirtschaft gerät.

Wir dürfen nicht annehmen, daß die Technik, hier also die Wasserwirtschaftstechnik, grundsätzlich stets die Natur verhandelt. Ich darf Sie an das schöne Bild eines schiffbefahrenen Stromes, an die kraftstrotzende Viehherde auf der Weide erinnern. Oder denken Sie an die köstlichen Landschaftsbilder in Holland mit den Windmühlen. Diese Windmühlen sind keine Mehlmahlmühlen, sondern Schöpfwerke! Oder denken Sie weiter an die schönen Fischteichanlagen z. B. in Karlsruhe oder in Falkenberg, an unsere alten Wassermühlen oder unsere Talsperren. Alle diese rein wasserwirtschaftlichen Zweckbauten haben, wenn sie richtig angelegt waren, unser Landschaftsbild, die Natur nicht zerstört, sondern vielfach sogar erheblich bereichert.

In tausend Fällen ist es aber anders. Da ist der Eingriff in das uns lieb gewordene, mit Kindheitserinnerungen verbundene Landschaftsbild, in das, was Mutter Natur um uns hat werden und wachsen lassen, so groß, daß es wehe tut. Und dann entsteht die Frage, was geschehen soll, welche Interessen voranzugehen haben, wie ein versöhnlicher Ausgleich gefunden werden kann oder wer zu weichen hat, wie Unerseglisches erhalten bleiben, wie neues Schöne geboren werden kann.

Wir wollen diese Fragen an einigen Beispielen untersuchen.

Ich beginne an der Quelle eines Flusses im Gebirge, am Wildbach. Ein Stein des

Anstoßes ist die Verbauung der Wildbäche. Ein Wildbach im Naturzustand ist schön! Zerstört aber die Natur nicht selbst häufig genug ihre eigene Schönheit, wenn sie breite, wüste Wunden in die Abhänge reißt, den Pflanzenwuchs vernichtet und Schutthalden über blühende Gefilde breiter? Aufgabe der Wildbachverbauung ist nicht, wie vielfach behauptet wird, das Wasser schnell abzuführen. Die Wasserbautechniker sind froh, wenn sie das Hochwasser schon oben im Gebirge speichern können, sie bauen ja eigens Talsperren dafür. Zweck der Wildbachverbauung ist vielmehr, die Auswaschung und Abschwemmung, die Geschiebebildung möglichst einzuschränken und das Geschiebe so lange als möglich oben zurückzuhalten.

Solche Verbauungen brauchen nicht häßlich zu sein. Es kommt darauf an, daß der Techniker ein gewisses Taktgefühl besitzt und keine üblen Fehlgriffe im Baustoff begeht. Und wenn erst die anfangs kahlen Böschungen wieder bewachsen sind, so kann man sich wohl ohne weiteres mit solchen Anlagen versöhnen.

Viel schwieriger ist es bei den Flußregulierungen im Mittel- und Unterlauf der Flüsse, wo der Wasserbauer auch noch mit allen möglichen anderen Interessen, z. B. auch der Fischerei, in Kampf gerät. Wir müssen uns auch hier zunächst fragen, zu welchem Zweck die Flüsse reguliert werden. Einmal braucht die Schifffahrt einen regulierten Fluß. Gerade die Ansprüche der Schifffahrt an unsere Wasserläufe werden immer größer, und so werden die Regulierungsmethoden immer verfeinerter, und wir entfernen uns immer mehr von der Natur.

Viel wichtiger aber noch als die Schifffahrt ist der Hochwasserschutz. Und wenn Sie solche Bilder der Verwüstung sehen, wie z. B. von der Freiwaldauer Biele in Ziegenhals vom Hochwasser 1903, so leuchtet uns ein, wie nötig die Flußregulierungen sind. Was soll nun im Interesse des Naturschutzes geschehen? Wie überall so wird es auch hier darauf ankommen, daß der Wasserbautechniker vor allem nichts Unnötiges, nichts Gefünsteltes macht, sondern der Natur liebevoll nachgeht und ihr das Neue behutsam einfügt. Allzu scharfe Eingriffe sind stets auch vom technischen und wirtschaftlichen Standpunkte aus falsch und rächen sich früher oder später durch hohe Unterhaltungskosten. Besonders gilt das auch für die Uferbefestigungen. Zu viele Uferbefestigungen und unnötig schwere Baustoffe dabei sind stets ein Zeichen für eine falsche Regulierungsmethode.

Bei den Flußregulierungen denkt der Naturfreund vor allem an die Bäume und Büsche an den Ufern und will sie erhalten haben. Denken Sie nun nicht, daß wir Wasserbauer alle Bäume und Sträucher weghaben wollen. Aber dort, wo die Bäume ein schweres Vorfluthindernis sind oder irgend eine Gefahr bilden, müssen wir sie beseitigen, z. B. wenn sie den halben Bach einnehmen oder gar mitten im Bachbett stehen. Wie soll da das Hochwasser abfließen können? An den Bäumen und Sträuchern setzt



Bei Kreuzburgerhütte

Lichtbild M. Glauer/Oppeln

sich das Geschwemmelsel, Heu, Stroh, Holzreste, an; bald ist das Bachbett verstopft, das Wasser muß nebenher fließen und richtet nun allerhand Unheil an.

Mit Liebe zur Natur, mit Herz und Gefühl wird der Wasserbauer abwägen, wo Bäume stehen bleiben können und wo sie weg müssen. Regeln werden sich nicht aufstellen lassen. Aber man wird z. B. sagen können, daß um so eher die Bäume bleiben können, je breiter ein Bach oder Fluß ist, denn desto geringer ist dann das Vorfluthindernis. Es kommt auch auf den Hochwassercharakter des Flusses an. Bei unseren Flachlandströmen, wo das Hochwasser langsam kommt, nur wenige Dezimeter steigt und breite Talflächen zur Verfügung hat, machen natürlich Bäume nichts aus. Denken wir dagegen an unsere Hügellandflüsse, z. B. an die Glazer Neisse, die Hohenplog usw., bei denen das Hochwasser plötzlich mit kolossaler Gewalt kommt und viele Meter ansteigt, so sind dort die Bäume sehr leicht schwere Hindernisse und Gefahren.

Ähnlich schwierig wie mit den Bäumen an den Ufern ist es mit den Bäumen auf den Hochwasserschutzdeichen.

Es ist richtig, daß wir Wasserbauer die Bäume auf den Deichen nicht lieben. Wir sind in erster Linie verpflichtet, den Damm so standfest wie möglich zu haben, und da ist der Baumwuchs vom Übel. Der Damm hält umso besser den Wasserfluten stand, je dichter und fester auf ihm die Grasnarbe ist. Die Bäume verhindern aber die Bildung einer guten Grasnarbe, weil sie zuviel Schatten geben. Und noch aus einem anderen Grunde bilden Bäume eine Gefahr für den Damm. Wird nämlich der Baum einmal gefällt und der Stumpf nicht sehr sorgfältig herausgerodet, so ziehen die faulenden Wurzeln das Ungeziefer an, und der Damm wird durchwühlt und undicht.

Im folgenden will ich Ihnen zwei schöne Beispiele zeigen, wie man sich gelegentlich helfen kann. Aus meiner Kindheit, die ich in Pless und an den uralten Weichseldämmen verlebt habe, weiß ich, welches prachtvolle Landschaftsbild die alten Bäume auf den Deichen abgaben und wie weh es meinem Vater tat, als er nach den großen Hochwassern 1897 und 1903 neue Deiche ohne Bäume bauen mußte, und wie er als Naturfreund sich geholfen hat.

Er hat den alten Damm mit den schönen Bäumen als Stütze für den neuen Damm stehen lassen und den neuen Damm einfach davor gesetzt. Eine wundervoll glückliche Lösung!

An einer anderen Stelle hat er möglichst große Stücke des alten Dammes mitsamt den alten Bäumen — es waren dort wundervolle freigewachsene Kiefern — stehen lassen und ihn nur soweit abgetragen, als er dem Hochwasserstromstrich im Wege lag.

Im Anschluß an die Flußregulierungen noch ein Wort über die Altarme, die bei der Regulierung eines Flusses und bei der Herstellung von Durchstichen entstehen.

Der Naturfreund will sie möglichst lange erhalten wissen, weil sich in ihnen mit der

langsam fortschreitenden Verlandung eine wundervolle Fauna und Flora einstellt. Auch die Fischerei fordert ihre Erhaltung. Gerade der Fischerei werden durch die Regulierung der Flüsse tiefste und unheilbare Wunden geschlagen. Aber etwas kann noch gerettet werden, wenn wenigstens die Altwässer bestehen und möglichst lange mit dem Flusse in Verbindung bleiben. Denn dort entstehen für die Fische neue Laich- und Futterplätze und Winterquartiere. Und so bitte ich als Oberfischmeister gerade die Naturschutzfreunde um die Bundesgenossenschaft im Kampfe für die Erhaltung der Altwässer.

Bei dem jetzigen Klima in Deutschland ist die Entwässerung von zu nassen Gebieten eine der Hauptaufgaben unserer Landeskultur, in großen Teilen Oberschlesiens kann man fast sagen: die Hauptaufgabe. Landeskultur und Landwirtschaft führen in weiten Gebieten eigentlich einen ständigen Kampf gegen das Zubielen an Wasser, und sobald wir nur eine Kleinigkeit in der Unterhaltung der Entwässerungsanlagen nachließen, würden diese Gebiete sofort wieder der Versumpfung anheimfallen. Es ist nicht richtig, wenn der Landeskultur der Vorwurf gemacht wird, sie triebe eine falsche Wasserwirtschaft und machte Deutschland unwiderbringlich zur Steppe. Das wäre nur richtig, wenn sich das Klima änderte, das ist aber in historischer Zeit oder solange wir Landeskulturtechnik treiben, nicht geschehen.

Man fordert ferner, daß die Moore und Sümpfe als Ausgleichswasserspeicher erhalten bleiben, und sagt, unsere Hochwässer der letzten Zeit seien vornehmlich dadurch entstanden, daß diese Wasserspeicher infolge der Kultivierung der Moore verloren gegangen seien. Wir Kulturtechniker bestreiten auch dieses. Einmal sind die Hochwässer in historischer Zeit nicht größer geworden. Wir haben aus allen Jahrhunderten Nachrichten von ähnlich hohen Hochwässern. Sodann kann aber nach unserer Ansicht ein unentwässertes Moor gar kein Wasserspeicher sein, weil es ja immer schon ganz voll Wasser ist und sein Wasser auch sehr schwer abgibt. Wir sagen vielmehr umgekehrt, daß ein entwässertes Moor ein solcher Speicher ist. Dieses ist in der Lage, große Regenmengen zu schlucken und sie erst nach und nach abzugeben.

Der Naturschutz fordert aber auch die Erhaltung einzelner Moore deswegen, weil sie vielfach ein Dorado für die Botaniker sind und Pflanzen beherbergen, die es sonst nicht gibt und die man nicht ganz aussterben lassen will. Diese Forderungen sind unbedingt als berechtigt anzuerkennen.

Leider ist es hier außerordentlich schwierig, einen Interessenausgleich zu finden, eine Lösung, die beiden Parteien, also dem Landwirt und Kulturtechniker einerseits und dem Naturschützer andererseits gleichzeitig gerecht wird. Der Landwirt will ja gerade die jetzige Pflanzendecke, die für ihn wertlos ist, beseitigen und eine Nutzpflanzendecke auf dem Moore entstehen lassen.

Ich denke z. B. an eine Wiese im Kreise Giesel. Dort wächst ganz herrlich die wundervolle Glaser Rose, *Trollius europaeus*. Wenn wir die Wiese meliorieren wollen, müssen wir sie entwässern und umbrechen, und der *Trollius*-Bestand geht ein. Wollen wir den Bestand erhalten, so bleibt nichts anderes übrig, als von der Melioration dieser Flächen ganz Abstand zu nehmen und vor allem an dem hohen Grundwasserstand nicht zu rühren.

Dort wir denken an das Wiegischüger Moor, das ein wahrer botanischer Garten ist. Hier kommt z. B. der ganz seltene bunte Schachtelhalm, *Equisetum variegatum*, vor. Die ganze Flora beruht natürlich auch hier auf dem hohen Grundwasserstand. Es gehen nun Pläne um, das Gebiet im Rahmen einer Wassergenossenschaft zu meliorieren, und es bleibt auch hier nichts anderes übrig, als soviel Fläche aus dem Meliorationsgebiet ganz auszuschließen, daß für die zu schützenden Gebiete der Grundwasserstand und Grundwasserzufluß unberührt bleibt.

Wie groß das Gebiet sein muß, das im Interesse der zu schützenden Fläche noch rings um diese herum von der Melioration ausgeschlossen werden muß, hängt von den Grundwasser- und Bodenverhältnissen ab. Ist der Untergrund durchlässig, so müssen wir mit unseren Entwässerungsanlagen weit weg bleiben, das heißt die auszuschaltende Fläche wird groß. Ist der Untergrund undurchlässig, handelt es sich z. B. um tiefanstehendes Moor, und stören wir den seitlichen Grundwasserzufluß nicht, so können wir ohne Schaden mit unseren Entwässerungsanlagen nahe an die zu schützende Fläche herangehen und die ausgeschaltete Fläche kann klein werden.

Sie sehen die Schwierigkeiten, die auch in rechtlicher und finanzieller Beziehung entstehen, und Sie können sich denken, daß wir ganz besonders stolz sind auf einen Fall, wo sich eine außerordentlich glückliche Lösung gefunden hat.

Das ist der Neuhammer Teich bei Proskau. Er ist irgendwann im Mittelalter angelegt worden. An seinem unteren Ende steht noch eine alte Mühle. Er gehört dem Domänenfiskus und wird als Fischteich verpachtet. Der ganze Teich, insbesondere aber die Schwingwiesen auf dem westlichen Ufer bergen eine Unmasse köstlicher Pflanzen, das Entzücken aller Botaniker und Naturfreunde.

Aber er staut aufwärts nach Süden und Südwesten zurück, und da infolgedessen die dort gelegenen Wiesen naß und unbrauchbar sind, so haben die Besitzer schon immer verlangt, den Teich trocken zu legen und als Siedlungsland zu verkaufen.

Die Interessengegensätze schienen unüberbrückbar, bis folgende Lösung gefunden wurde. Zur Entwässerung der versumpften Wiesen wird auf der Westseite des Teiches ein Umflutgraben angelegt werden. Mittels zweier Dämme wird er unter den Zufluszbächen darunterweggeleitet und mündet unterhalb der Mühle in das Unterwasser. Die Wiesen können nun alle in diesen tiefen Umfluter entwässern, aber die Mühle, die Fischerei,

das schöne Landschaftsbild und der Teich mit seinen Schwingwiesen bleiben erhalten. Eine außerordentlich glückliche Lösung!

Ehe ich schließe, möchte ich noch auf ein recht dunkles Kapitel zu sprechen kommen, auf die Abwässer der Fabriken. Die Verseuchung unserer Flüsse durch die Fabrikabwässer ist einer der übelsten Schandflecke unserer technischen Kultur und eines unserer größten Schmerzenskinder auch gerade in Oberschlesien. Ich brauche nichts Näheres auszuführen, sondern wir klagen an! Und Sie oder wir als Naturschützer haben die ganzen übrigen Wassernutznießer als Bundesgenossen hinter uns. Alle sind betroffen: die Landwirtschaft, die ihr Vieh nicht mehr im Flusse tränken kann, deren Brunnen verseucht werden, deren Jugend nicht mehr baden kann, die Fischerei, die Triebwerke, deren Turbinen zerfressen und deren Turbinenrechen verstopft werden.

Wir wissen, es bestehen noch technische Schwierigkeiten. Für manche und gerade die schlimmsten Abwässerarten, z. B. die Abläuge der Zellulosefabriken oder die Phenole der Kokereien, gibt es noch keine wirtschaftlichen Reinigungsverfahren.

Trotzdem oder gerade deswegen wollen wir nicht müde werden, immer wieder bei Behörden und Industrie zu mahnen und zu fordern, an das blanke Anstandsgefühl zu appellieren und die Gewissen, besonders der Industrie selbst, zu schärfen.

Seien Sie vom Naturschutz unsere Bundesgenossen dabei!

Nunmehr komme ich zum Schluß.

Ich war f. Zt., als ich das Thema erhielt, aufgefordert worden, am Schluß meines Berichts die Gedankengänge in einigen kurzen Thesen zusammenzufassen, Forderungen und Leitsätze zu formulieren.

Das kann man zum Teil tun. Erhaltung der Altwässer, Reinhaltung unserer Wasserläufe sind solche, schon alte Forderungen. Aber für die anderen besprochenen Gebiete, die Flußregulierungen, die Entwässerungsarbeiten usw., ist es schon recht schwer, allgemein gültige Leitsätze aufzustellen.

Und erreichen wir denn viel mit solchen Leitsätzen oder vielleicht gar mit neuen Gesetzesparagraphen?

Eines scheint mir das wichtigste und nötigste zu sein: alle diejenigen, die mit Wasserwirtschaft und Naturschutz zu tun haben, die Bauherren, die Techniker, die entscheidenden Beamten, mit dem nötigen Geiste zu erfüllen!

Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nicht erjagen.

Dieses gewisse Gefühl für Takt und Anstand, dazu noch Liebe und Ehrfurcht für Natur und Heimat müssen wir alle wieder bekommen.

Auf der Schule und besonders auch auf der Fachschule muß uns das bereits anerzogen werden. Dann werden wir auch ohne Paragraphen und Leitsätze, ganz von allein das Richtige treffen. Dann wird die Natur nicht erst künstlich geschützt zu werden brauchen.

Oberschlesische Auenwälder

Von Prof. Dr. M. Brinkmann-Beuthen

In den zur Überschwemmungszeit gedüngten fruchtbaren Auenwäldern an den Ufern der Flußläufe erwacht der Frühling eher als in den Hügelwäldern. Wenn der Haselnußstrauch stäubt und die Räschen der Erlen sich öffnen wollen, leuchten über dem braunen Eichen- und Hainbuchenlaub des Waldbodens zwischen grünen Schwertblättern die hellen Lichttupfe des Schneeglöckchens, *Galanthus nivalis*, auf. So im Lensezof und im Zworkauer Oberwald. Im Lensezof schließen sich alsbald die blauen Blütensterne der Meerzwiebel, *Scilla bifolia*, an. Diese zwei obererschlesischen Besonderheiten, nach denen man in den Auenwäldern des nordwestlichen Deutschland vergeblich suchen würde, lohnen allein den Besuch des Auenwaldes im Frühling. Sonst sind die Auenwälder überall von gleicher Zusammensetzung.

Im April entbietet der Auenwald seine feinsten Reize. Die Baum- und Strauchschicht des Waldes wird alsdann vom Frühlingswehen noch wenig berührt. Wir finden hier auf dem feuchtkalten Boden durchweg spät ergrünende Baumarten: Stieleichen, Hainbuchen, Ulmen und Spitzahorn. An feuchteren Stellen wachsen Erlen und Eschen, an trockneren Schwarzpappeln, Zitterpappeln und einzelne Birken. Diese freilich überhängen sich bereits mit feinem Laub, das im Sonnenschein wie Blattgold leuchtet. Die früh treibende Rotbuche liebt den Auenwald nicht. Auf den aufgeworfenen trockenen Dämmen an den Lensezofteichen ist sie zwar angepflanzt, wurde hier aber im strengen Winter 1928/29 ein Opfer der Kälte. Nadelhölzer, insbesondere Kiefern, kommen im Auenwalde nicht voran.

Mannigfaltig ist die Strauchschicht. An feuchteren Plätzen gedeiht die Traubentische, an trockneren die Kleinblättrige Linde. Wir finden längst ergrüneten Holunder, Brombeerengerank und an den Waldrändern Weißdorn und mit hellem Weiß überdachte Schlehenbüsche. Doch darf man sie nicht zu den Charaktergestalten des Auenwaldes rechnen, auch nicht den Hopfen, der das Randbuschwerk umrankt.

Wesentlich für den Auenwald ist aber die dritte Schicht, die Krautschicht. Die späte Belaubung der Bäume und das Fehlen einer dichten Strauchschicht begünstigt die so überaus üppige Entfaltung der Stauden und Kräuter in den Frühlingsmonaten. Darum lockt der Auenwald zur Lenzzeit am meisten, zudem auch die Vogelwelt recht zahlreich ist und das Wild im Auenwald die besten Verstecke findet.

Wir wundern uns durchaus nicht, wenn auf den Waldwegen sorglos einherhängende Rehe stehen, vor uns Hasen loshoppeln oder Fasanen aufburren. Über den Boden hüpfen braune Erdkröten. Schwerfällig kriecht eine Erdkröte dahin, die im nahen

Wasserloch ihre Perlschnureier absetzen möchte. Vom ersten Grün herunter plärzt ein Laubfrosch. Der Wald hallt wieder von den Stimmen ungezählter Vögel. Da sind zu Hause: Rotkehlchen, Goldammern, Buchfinken, Kirschkernbeißer, Waldschwirrvogel, Fitis, Weidenlaubsänger, Amseln, Singdrosseln, Kleiber, Baumläufer, Zwergspecht, Großer Buntspecht, Grünspecht, Ringeltauben, Turteltauben, Stare, Dohlen und Turmfalken. Am Waldrande trifft man stets den Baumpieper und den Zaunkönig an. Am 22. 4. 1930 rief im Zworkauer Walde erstmalig der Ruckuck. Ja: „Guckguck“, zu sehen gibt es des Schönen übergenug. An den sattgrünen Überschwemmungswiesen des Oberufers ist es noch verhältnismäßig eintönig. Außer den Rosenkugeln der Pestwurz und den fahlen Sporenträgern des Akerfachtelhalms erspäht man dort wenig Neulieben. Noch sind die Rohrfänger im Weidicht nicht eingekehrt. Wohl ist die Rohrammer da, und die Goldammern rufen. Die gelben Weidenkästchen duften; gelbgrün brechen die Blattspitzen hervor. Auf der Wiese führt der Riebiß Gaukelflüge aus. Die Natur breitet sich auch hier für den Vorfrühling vor. Wenige Schritte seitwärts ist aber üppiges Naturleben erschlossen. Ein hoher Krautwulst überzieht dicht den Waldboden. Eine 4. Bodenschicht, wie z. B. im Kiefernwald, kann nicht aufkommen. Höchstens findet man Quellmoos und Alstroemer, im Frühling auch den weißen Maipilz oder auch Morcheln.

Die Kräuter stehen zur Zeit der ersten Lenztage im prächtigen Blütenschmucke. Die Verlagerung von Nahrung in den unterirdischen Pflanzenteilen, in Knollen, Zwiebeln und Wurzelsöcken, bildet die Voraussetzung des schnellen Aufsprießens. Die ersten warmen Sonnenstrahlen bewirken in kurzer Zeit das Wunder der Blüte des Auenwaldes.

Ganze Flächen erstrahlen im Weiß der Anemonen, des Lerchensporns und des Muschelblümchens. Dort mischen sich roter Lerchensporn und gelbe Anemonen dazwischen. Blauviolettes Lungenblümchen färbt kleinere und größere Flächen. Gelb leuchtet das hohe Himmelschlüsselchen. Die dunkelgrünen Farbtupfe rühren her von der Blattfarbe des Bingelkrautes, *Mercurialis perennis*, das nur unscheinbare Blüten hat. Die hellgelben Flecken kennzeichnen den Bärlauch. Der kräftige Geruch allein verrät ihn. Im Zworkauer Oberwald deckt er unübersehbare Flächen; im Dominikaner-Wald des Lensezof wechseln Ansammlungen des Bärlauchs mit Bingelkrautgesellschaften.

Im Mai blüht der Bärlauch und färbt dann den Waldboden in Weiß. Eine dritte Blütezeit des Auenwaldes bricht an. Wo der Bärlauch zurücktritt, blühen Goldnessel, gefleckter Bienenfang, gebräuchlicher Salomonsiegel, Knoblauchsederich, große Sternmiere, Erdbeere, vierblättrige Einbeere und die Orchidee eiblättriges Zweiblatt. Zu diesen Zeiten flötet der Pirol, die Hohltaube und die Turteltaube rufen, der Gelb-

spötter schmettert, die Gartengrasmücke rollt eifrig ihre langen Touren, und die Nachtigall schüttet den Wohlklang ihrer Stimme über den blühenden Auenwald aus. Dann aber ist es im Juni aus mit der Blütenherrlichkeit. Das Blattdickicht der Bäume läßt nur wenig Lichtstrahlen hindurch. Die Krautwelt hat üppig sprießend genügend Nährstoffe aus dem Überschwemmungsschlick verarbeitet. Für die Krautschicht beginnt die Zeit der Ruhe. Die Blätter welken und bleichen und düngen sterbend den Waldboden, sodaß die Pilze leben können. Noch lange hallt der Wald wieder von Vogelsang, bis Anfang Juli die Mäuser einsetzt. Nachdem das Gepiepe der vielen Jungvögel verstummt ist, wird es im Auenwalde immer stiller.

Bremesseln und Brombeeren wuchern bis in den Herbst hinein. Im Hochsommer findet man auch einige neue Blüten, die des großen Springkrautes, des großen Valerian, des Waldkerbels, *Anthriscus silvestris*, Hainwachtelweizen und unzählige Vergißmeinnicht, im Lensezof vor allem das rasige Vergißmeinnicht.

In den Baumkronen, auf den Eichen, Hainbuchen und Eschen setzt das Reifen ein. Dann bekommen Eichhörnchen, Kleiber, Hähner und Kernbeißer Arbeit. Der Kreislauf ist immer und ewig derselbe — Zielrichtigkeit trotz steten Wechsels.

Die neuen Methoden der Lebensgesellschaftlichen Untersuchungen erleichtern es, das Wesentliche der Formation „Auenwald“ zu erkennen. Man darf sich nicht darauf beschränken, nur den Charakter der Pflanzengesellschaft zu bestimmen. Zum Ganzen dringen wir um so eher vor, wenn auch die Festlegung der Begleittierwelt einer Pflanzenformation erfolgt. Die Probequadrats, deren Pflanzen nach dem Grade der Deckung der Fläche, vielleicht auch nach der Zahl, bestimmt werden, werfen wir um uns besonders charakteristisch erscheinende Pflanzen, suchen in dem Quadrat auch nach etwa vorhandenen Tieren. In dem Umflächenraum von 1 ha (100 × 100 m) merken wir uns die zu übersehenden Baum- und Krautarten, vernehmen auch die in dieser Nachbarschaft vorkommenden Tierarten. So erarbeiten sich die nachfolgenden Tabellen. Der Deckungsgrad wird in 5 Stufen angegeben. $D_1 = \text{bis } \frac{1}{16}$ des Quadrats von der Pflanze bedeckt, $D_2 = \frac{1}{16} - \frac{1}{8}$, $D_3 = \frac{1}{8} - \frac{1}{4}$, $D_4 = \frac{1}{4} - \frac{1}{2}$, $D_5 = \frac{1}{2}$ bis ganz überdeckt. Eine Ziffer allein nennt die Zahl der im Probequadrat vorgefundenen Einzelpflanzen. Ein Überschaun aller Quadratbefunde gestattet es, Aufschluß über die Stetigkeit des Vorkommens in den Quadraten zu erlangen (Konstanz). Die Stufen der Konstanz: 1 = in bis 20% der Quadrate vorkommend, 2 = in 20—40%, 3 = in 40—60%, 4 = in 60—80%, 5 in 80—100% festgestellt.

Außerdem wurden im Tworkauer Oderwald 4 Aufnahmen auf Waldbiesen gemacht.

- I. Trockenwiese. Viel scharfer und kriechender Hahnenfuß neben Gräsern, *Rumex acetosa* und Löwenzahn.
- II. Feuchtwiese. Scharbockskraut, 1 Lungenkraut, 12 Brennesseln, 2 Schwarzwurz *Symphytum officinale*. *Cirsium oleracea*.
- III. Wiese am Fichtenwaldbrand. Viel *Ficaria verna*, 3 Bärlauch, 1 wohlkriechender Kälberkröpf, 20 Schneeglöckchen, 1 Goldstern *Gagea lutea*. Dichter Aftmoosrasen. In der Nähe Turteltaube, Ringeltaube, Heckenbraunelle.
- IV. Oberuferwiese. 13 Pestwurz, Gr. Brennessel, 11 Spießlöwenzahn, *Leontodon hastilis*, 1 Schneeglöckchen, Grasbulle, 1 Bärenklau.

Aus der Übersicht ist leicht zu ersehen, daß der Tworkauer Oderwald an Baumbestand Waldteile mit jungen Erlen, eingestreuten Hoeschen enthält, ferner insbesondere auf der zweiten Flußterrasse Hochwald mit Eichen und Kastanien, dann wieder Buschwald mit einzelnen Eichenhochständern, geschlossene Fichtenbestände und mehrere Waldweisen umschließt. Charaktervögel sind Zitis, Weidenlaubsänger, Wachholderdrossel, Turteltaube, Ringeltaube, Waldböhreule, Kirschkernbeißer, Amsel, Singdrossel und Turmfalk. Die Krautschicht besteht, nach der Konstanz geordnet, insbesondere aus folgenden Arten: Bärlauch 5, Gundelrebe 4, Lerchensporn 3, Lungenkraut 3, Scharbockskraut 3, gefleckte Taubnessel 2, Goldnessel 2, Schneeglöckchen 2, große Brennessel 2.

Die Lebewelt im Auenwald des Lensezof ist mithin im wesentlichen der des Tworkauer Oderwaldes ähnlich. Nur ist im Lensezof der Artenreichtum größer als im Auenwald bei Tworkau, wo die vorkommenden Arten in größerer Zahl auftreten und den einzelnen Waldteilen ein einheitliches Gepräge geben. Die Vogelwelt gleich sich durchaus. Der Konstanz nach ergeben sich folgende Stufen: Bärlauch 5, Gundelrebe 5, Lungenkraut 5, Girsch 3, *Chaerophyllum aromaticum* 3, Goldnessel 2, Bingelkraut 2, Günsel 2, Knoblauchschederich 2, Scharbockskraut 2, Perlgras 2, große Brennessel 2.

Die Kenntnis des 3. und größten Auenwaldes an der Oder, des Auenwaldes von Dr. Lowitz, vermittelte Dr. Hueck-Berlin am 13. Juni auf dem botanischen Lehrgang der Naturdenkmalpflege. Es handelt sich um einen gut geschlossenen Eichenwald von etwa 55 Jahren. Die an wenigen Stellen angepflanzten Traubeneichen entwickelten sich hier besser als die vorwiegenden Stieleichen. In den toten Oberläufen wuchert Wasserbrunnenkresse. Unter den Eichen finden wir die Kräuter und Sträucher der anderen Auenwälder: Hornstrauch, Feldhorn, Faulbaum, Hainbuche; Lungenkraut, Kleblabkraut, Hegenkraut, Girsch. Einzelne Flächen sind mit der Bittersegge, *Carex brisoides*, überzogen. Der Bussard hat hier noch eine Zufluchtsstätte. Man hörte

gleichzeitig zwei Nachtigallen schlagen. Überall sangen Gartengrasmücken und Waldschwirrvögel. Am Waldrande hält sich die Sperbergrasmücke auf. Auch hier dieselben erhebenden Eindrücke.

Die Blütenpracht des Vorfrühlings, des Krautgeruches, der angenehme Schatten der dichten Baumkronen und der überaus mannigfaltige Vogelgesang im Vorfrühling machen uns die Auenwälder besonders schätzenswert.

Zu unseren Waldbildern. Einige der im heutigen Heft wiedergegebenen Waldaufnahmen werden als Ergänzung zu dem vorstehenden Aufsatz über obererschlesische Auenwälder willkommen sein, andere führen uns ins obererschlesische Nadelholz. Es sind zum Teil Bilder, die so richtig als Eichendorffstimmung angesprochen werden können, und es ist ja wie ein Symbol, daß Eichendorff, im obererschlesischen Walde gebürtig, der Sänger des deutschen Waldes geworden ist. Das Bild von dem Meiler im Forst Ratiborhammer erinnert uns an einen alten obererschlesischen Erwerbszweig, den Köhlerbetrieb. Auch heute noch sind solche Meiler vereinzelt in den großen obererschlesischen Waldungen anzutreffen. Allerdings können die Köhlerbrenner heute nur noch sehr schwer mit der billigen galizischen Holzkohle in Wettbewerb treten. Die Köhlermeiler wechseln ihren Standort. Sie wandern oder verschwinden ganz, sobald die Hauptbedingung — billiges Holz — nicht mehr vorhanden ist. Erz.

Oberschlesische Wälder

Von Ernst Lasowski

Ihr stillen Wälder meiner Heimat,
nehmt mich auf!
Legt eure kühlen, duftenden Hände
auf mein heißes Herz
und neigt eure Stirnen,
die nur Wolken und Sterne schauen,
barmherzig zu mir.
Denn wund und müd
komme ich von den Menschen.
Es klagt meine Seele:
vom Blut der Erschlagenen
raucht die Erde,
in allen Häusern weint bange Qual,
und am leeren Herde
steht stumm die Not.

Aber die Gassen hinauf und hinab
läuft geschäftig die Bier,
in bunten Sälen
tanzt taumelnd die Lust,
und auf breitem Markt
sitzt lächelnd die Lüge . . .

Ihr heiligen Wälder meiner Heimat,
nehmt mich auf!
In euch ist Stille,
ist seliger Frieden.
Und durch euer Rauschen geht es
wie das Amen Gottes.

Erstmalig veröffentlicht im „Oberschlesier“ während der Abstimmungszeit. Seitdem hat „Oberschlesische Wälder“ mehrfach bei Heimatdarbietungen Beifall gefunden. Es gehört zu meinen schönsten Lehrerfreunden, wenn ich daran denke, welchen starken Eindruck das duftige, zarte und gütige Gedicht bei meinen Schülern hier in Colonnowska, mitten im obererschlesischen Malapanewalde, hinterlassen hat, und dies läßt mich wünschen, daß der Kreis derer, die an dieser wahrhaftigen obererschlesischen Wald- und Zeitdichtung sich freuen, noch größer werden möchte. Zu den Waldbildern unseres vorliegenden Heftes gibt es, so scheint mir, eine gute und ansprechende Begleitung. Die Wiedergabe sei aber auch gleichzeitig ein Gruß an unseren lieben Dr. Lasowski selber, der ja der Mitbegründer und der 1. Schriftleiter des „Oberschlesiens“ war und jetzt segensreich als Leiter des Neißer Heimgartens wirkt. Erz.

Vom wehrhaften Schwarzwild im Bannwald Proskau

Von Rittmeister Neugebauer, Domestko

Piastherzöge mit ihren Schutzbefohlenen hausten auf den fruchtbaren Dasen der Flußtäler und sorgten für den Schutz der an den Flüssen entlang führenden Handelsstraßen. Wachsender Wohlstand verlockte neidische Nachbarn zu räuberischen Überfällen. Allmählich erkannte man die Zwecklosigkeit dieser Räubereien und vereinbarte darum zwischen den beiderseitigen Ländern, Schutzstreifen unter den Bann zu stellen. Bei Todesstrafe durfte kein Mensch den Bannbezirk betreten, viel weniger noch da einen Baum fällen. Kein Wunder, daß dort ein undurchdringlicher Wald heranwuchs, durch den nur wenige dauernd bewachte und leicht zu verteidigende Verkehrswege führten.

Zwischen dem Oppelner und dem Neissegau lag nun auch so ein ungeheurer Wald, der alte Bannwald Proskau, von dem heute noch ein bedeutender Rest uns erhalten geblieben ist. Es sind die Forsten von Proskau, Schelitz und Tillowitz mit ihren östlichen Ausläufern von Dombrowka, Rogau und Dobran und ihren westlichen Ausläufern von Falkenberg, Dambrau, Friedland, Schedlau.

Freilich, den alten Urwald gibt es dort nicht mehr, wohl aber herrliche Bestände forstlich hervorragend gepflegter, bis 120jähriger Nadelhölzer, die zahlreich durchsetzt sind mit mehrhundertjährigen Eichen, an Güte die besten in ganz Deutschland und neben den Speisarten als Fournierholz am höchsten bewertet. Stundenlang kann man in diesem weit über 120 000 Morgen großen Waldgebiete geradeaus wandern, ohne einem Menschen zu begegnen. Dem Naturfreund bieten sich dabei stets wechselnde Bilder. Sandige Höhen neben lehmigen Böden und sumpfigen Mooren lassen die eine oder andere Baum- oder Pflanzengattung je nach ihrer Eigenart gegen die anderen hervortreten. Diese Verschiedenheit der Wachstumsbedingungen läßt den ganzen Sommer und Herbst eine Fülle aller möglichen Waldfrüchte und Pilze gedeihen, und im Herbst schütten die alten Eichen ihren Früchtesegen massenhaft herab, sodaß für das Wild fast das ganze Jahr hindurch der Tisch reichlich gedeckt ist.

Dies und die weiten Nadelholzdickungen und der Umstand, daß es dort nicht überall so scheußlich „nach Mensch“ riecht, machen den Bannwald für mancherlei seltenes Wild zu einem ihm zusagenden letzten Zufluchtsort. Nach dem Kriege ist zwar von unberufener Seite arg unter dem Wilde gehaust worden, aber es hat sich allen Gefahren zum Trotz ein kleiner Rot- und Schwarzwildbestand und auch einige wenige Stücke Damwild zur Freude des hegenden Waidmanns erhalten.

In früheren Zeiten traf man überall das Wild am Tage an, heute hat es der harte

Kampf ums Dasein ganz zum Nachttier gemacht. Alles, was vertrauenselig alltäglich denselben Wechsel, d. h. den Weg vom sicheren Ruheplatz zur Aßungsstelle hielt, wurde dem Wilddieb zur leichten Beute. So blieb nach dem ehernen Gesetz der Anpassungsfähigkeit an veränderte Lebensbedingungen nur das Wild am Leben, das sich an keinen bestimmten Wechsel hielt. Und diese Eigenart hat sich fortgeerbt.

Für den Rekordjäger, der große Strecken machen will, ist unter diesen Verhältnissen nicht viel zu holen, für den echten Waidmann hat aber gerade die unter erschwerenden Umständen errungene Trophäe einen besonderen Wert. — Zumeist wird unser Hochwild leider zu jung abgeschossen. Der Rehbock steht im allgemeinen im 6., der Hirsch im 15., der Keiler im 8. Jahre auf der Höhe seiner Entwicklung. Es gehört also schon ein recht fester Wille dazu, ein Stück Wild, das vielleicht ständig im eigenen Revier wechselt und dabei auch hier und da einmal vor die Büchse kommt, jahrelang zu schonen, bis es den Höhepunkt der Entwicklung erreicht hat, um dann möglicherweise zu erleben, daß das so lange gehegte und nun begehrte Stück bei einem gelegentlichen Bummel über die Grenze beim Nachbarn erlegt wird.

Das interessanteste Wild in unserem Bannwalde Proskau ist das ritterliche Schwarzwild, das aber leider im Gegensatz zu allen übrigen Wildarten keinerlei gesetzliche Schonzeit genießt. Sehr mit Unrecht, denn der Nutzen, den es im Hochwald durch Vertilgung ungeheurer Massen von Forstschädlingen schafft, ist garnicht hoch genug zu veranschlagen, und mancher beginnende Raupenfraß ist durch die eifrige Wühlarbeit der Sauen im Entstehen unterdrückt worden. Viele Quadratkilometer Hochwald sind in den letzten Jahren der Nonnenraupe zum Opfer gefallen. Ein angemessener Schwarzwildbestand hätte da Millionenwerte retten können. Die Flächen, die von einer einzigen Rotte Sauen in einer Nacht umgebrochen werden, sind beträchtlich. Die Durchlüftung läßt den Boden gesunden und ermöglicht die sehr erwünschte Selbstbesamung.

Freilich, kommt mal eine Rotte Sauen hinaus auf's Feld, dann sieht's oft böse aus, und der Landwirt findet nur das eine passende Wort: „Schweinerei!“ Ist er nun selbst Jäger und jagdberechtigt, dann wird er bei genauem Hinsehen feststellen können, daß der Schaden in Wirklichkeit gar nicht so schlimm ist, wie es im ersten Schreck aussieht. Ist er aber nicht jagdberechtigt, dann wird er vorteilhafterweise ein recht großes Geschrei erheben und den armen Jagdpächter, der gesetzlich zum Ersatz des Schadens verpflichtet ist, möglichst hochnehmen. Dessen Sache ist es dann, durch Heranziehung von Sachverständigen den wirklichen Schaden feststellen zu lassen. Hat er dann aber das Glück, einen Schwarzkittel mit gutem Rugelschuß zu strecken, dann dürfte auch der Schmerz über den bezahlten Wildschaden schnell vergehen.

Ganz gefahrlos ist die Jagd auf Schwarzwild nicht. Schon mancher Jäger hat ein

unvorsichtiges Herantreten an einen todwunden Keiler mit dem Leben oder langem Siechtum büßen müssen. Auch eine Bache geht, wenn ihre Frischlinge in Gefahr sind, rücksichtslos gegen den Angreifer vor und vermag mit ihrem Gebrech ein Männerbein zu Mus zu zermalmen. Ein Keiler greift meist nur einmal an, und man kann dem Hieb durch Seitwärtspringen im letzten Augenblick ausweichen. Die Bache ist darin viel unangenehmer, da sie ihre Angriffe rücksichtslos wiederholt. Gnade dem Pilz- oder Beerenfucher, der zufällig in einer Dichtung auf Frischlinge stößt und sich ein solches herzerbrechend quiekendes Ding etwa mit nach Hause nehmen wollte! Viele unangenehme Zwischenfälle mit Gauen könnte ich hier erzählen, doch davon ein andermal. Die schönste Jagd ist die Drückjagd auf Gauen nach einer Neuen (Neuschnee), wenn der dichte Schneehang im Forst glitzert und die wohlthuende Ruhe des herrlichen Winterwaldes einen den Ältenstaub und die Sorge des Alltags vergessen läßt. Telefonruf eines alten Freundes: „Gauen fest, Treffpunkt Jagen Nr. so und so, 11 Uhr.“ Im Schlitten hin. 6—10 Flinten. Alles nette Leute, meist grüne Farbe. Alte Bekannte. Drei, vier Hunde merkwürdigster Abstammung mit von ihren Herren garantiert hervorragender Veranlagung auf Gauen. Dazu noch ein oder zwei Seckel, erwartungsvoll, aber stolz aus Rucksäcken hervorguckend. Kurzer Spürbericht an den Jagdherrn. Beratung. Anordnung. Abmarsch durch tiefen Schnee. Die Dichtung, in der die Gauen bestätigt sind, wird leise umstellt. Der Revierbeamte stellt die Schützen an die ihm aus alter Erfahrung bekannten Wildwechsel, manchmal im Ernst, manchmal im Scherz dem betreffenden Schützen zuflüsternd: „Hier kommt der Keiler!“ Es dauert noch ein ganzes Weilchen, bis der Jagdleiter mit dem Anstellen auch der Treiber fertig ist und sein Hornruf zum Beginn des Treibens gedämpft durch den Winterwald tönt. Inzwischen hat man Zeit, sich mit den Nachbarschützen über die Stände zu orientieren, d. h. wohin man ohne Gefährdung der Nachbarn schießen kann. Dann noch schnell einige Zweige, die beim Schießen behindern könnten, abgebrochen, einen kleinen Platz im Schnee festgetreten, die Büchse geladen und nicht mehr gerührt. Nur Auge und Ohr dürfen sich betätigen.

Zuerst gehen meist Rot- und Rehwild, auch der Fuchs, flüchtig aus dem Treiben, und erst nach und nach setzt das Geläut der Meute ein als Zeichen, daß Gauen im Triebe stecken. Das sind spannende Minuten, wenn das Hundegebell bald näher, bald ferner erschallt, dann wieder auf einer Stelle, oder ein Hund auffaucht, der dem Keiler vorwiegend zu nahe kam und von diesem einen fühlbaren Denkgettel erhielt.

Am schönsten ist es, wenn die Hunde die Rote Gauen sprengen können, und die Stücke einzeln nach verschiedenen Seiten die Dichtung verlassen, sodaß mehrere Schützen Gelegenheit haben, einen guten Schuß anzubringen. Meistens steht aber dort, wo die Gauen kamen, niemand, oder der Schütze erwartet den erhofften Keiler mit angelegter

Büchse rechts und inzwischen flüht er dicht hinter ihm über die Schneise. Und die ist meist verdammt schmal und der schwarze Kerl ist zu flink oder, wie man zu sagen pflegt, vorne zu schnell und hinten zu kurz, oder die Kugel sitzt ganz vorzüglich in richtiger Blatthöhe mitten auf einer dicken Kiefer, oder die Kugel pfeift sonstwo im Walde mit den Vögeln um die Wette, oder die Büchse macht angesichts des langsam und gemächlich über die Schneise wandelnden Hauptschweins nur leise „Knacks“, weil der Schütze zu laden vergessen hatte, und er wird dann von den anderen immer zu groben Späßen angelegten Waidgenossen schrecklich verulkt und ausgelacht, oder die Finger sind vor Kälte so starr, daß der Jäger überhaupt nicht schießen kann.

Aber hin und wieder klapp't's doch, und nichts Schöneres gibt es, als wenn ein oder gar mehrere Schwarzkittel auf weißem Grunde auf der Strecke liegen und das „Gau tot“ und „Halali“ der Jagdhörner feierlich durch den herrlichen Winterwald erklingt.

Ohne Hunde ist es nur selten möglich, eine Rote Gauen oder gar ein einzelnes starkes Stück aus einer Dichtung herauszubekommen. Für die Treiber — und wenn sie noch so passioniert sind — ist es durchaus nicht leicht, sich durch die schneebehangene Dichtung durchzudrücken. Kommen sie dann an einen besonders undurchdringlichen Fichtenforst, dann macht alles „in Reihen gesetzt, rechts um“. Der richtige alte und gerissene Keiler betrachtet wenige Schritte davon regungslos die vorschriftsmäßige Ausführung dieses nicht erteilten militärischen Kommandos und verläßt stillschweigend und hohnlächelnd die ungastliche Stätte nach rückwärts, wo kein Schütze steht.

Eine nicht waidgerechte Jagdausrüstung auf unser armes, verfeimtes Schwarzwild ist der Fang im Gausfang. Das ist eine Einzäunung aus Fichtenstangen mit einer Falltür, die durch eine Abzugsvorrichtung im Innenraum zum Zuschlagen gebracht wird. Das Ganze wird aufgebaut in der Nähe eines bekannten Schwarzwildwechsels. Über dem Wechsel bis in den Gausfang werden Kartoffeln geschüttet. Die Gauen nehmen die Schütte auf, gelangen in den Gausfang, stoßen an die Abzugsvorrichtung, die Tür schlägt zu und unter Umständen sitzt eine ganze Rote Gauen gefangen.

Jetzt naht sich der Jäger — Jäger ist dafür nicht mehr der richtige Ausdruck — und schießt die armen Tiere, die in ihrer Todesangst versuchen, die Wände hochzuklettern, menschlins tot. Pfui Deibel!

Vor 2 oder 3 Jahren soll sich in einem Gausfang — wo? will ich nicht sagen — ein mächtiger Keiler gefangen haben. Der hat aber die Sache sehr übel genommen und den durch langjährigen Gebrauch etwas mürbe gewordenen Gausfang kurz und klein geschlagen und ist „fortgemacht“. Hoffentlich ist der Apparat nicht neu aufgebaut worden.

Der Gesamtbestand an Schwarzwild (Winter 1929/30) in dem riesigen Bannwaldgebiet dürfte 150 Stück — Überläufer mit eingerechnet — meiner Schätzung nach

Wasserloch ihre Perlschnureier absetzen möchte. Vom ersten Grün herunter plärzt ein Laubfrosch. Der Wald hallt wieder von den Stimmen ungezählter Vögel. Da sind zu Hause: Rotkehlchen, Goldammern, Buchfinken, Kirschkernbeißer, Waldschwirrvogel, Zitis, Weidenlaubsänger, Amseln, Singdrosseln, Kleiber, Baumläufer, Zwergspecht, Großer Buntspecht, Grünspecht, Ringeltauben, Turteltauben, Stare, Dohlen und Turmfalken. Am Waldrande trifft man stets den Baumpieper und den Zaunkönig an. Am 22. 4. 1930 rief im Zworkauer Walde erstmalig der Ruckuck. Ja: „Guckguck“, zu sehen gibt es des Schönen übergenug. An den sattgrünen Überschwemmungswiesen des Oberufers ist es noch verhältnismäßig eintönig. Außer den Rosakeulen der Pestwurz und den fahlen Sporenträgern des Aßerschachtelhalms erspäht man dort wenig Neulieben. Noch sind die Rohrfänger im Weidicht nicht eingekehrt. Wohl ist die Rohrammer da, und die Goldammern rufen. Die gelben Weidenkäsechen duften; gelbgrün brechen die Blattspitzen hervor. Auf der Wiese führt der Riebig Gaukelflüge aus. Die Natur breitet sich auch hier für den Vorfrühling vor. Wenige Schritte seitwärts ist aber üppiges Naturleben erschlossen. Ein hoher Krautwulst überzieht dicht den Waldboden. Eine 4. Bodenschicht, wie z. B. im Kiefernwalde, kann nicht aufkommen. Höchstens findet man Quellmoos und Astmoose, im Frühling auch den weißen Maipilz oder auch Morcheln.

Die Kräuter stehen zur Zeit der ersten Lenztage im prächtigen Blüten Schmucke. Die Verlagerung von Nahrung in den unterirdischen Pflanzenteilen, in Knollen, Zwiebeln und Wurzelstöcken, bildet die Voraussetzung des schnellen Aufsprießens. Die ersten warmen Sonnenstrahlen bewirken in kurzer Zeit das Wunder der Blüte des Auenwaldes.

Ganze Flächen erstrahlen im Weiß der Anemonen, des Lerchensporns und des Muschelblümchens. Dort mischen sich roter Lerchensporn und gelbe Anemonen dazwischen. Blaurotes Lungenblümchen färbt kleinere und größere Flächen. Gelb leuchtet das hohe Himmelschlüsselchen. Die dunkelgrünen Farbtupfe rühren her von der Blattfarbe des Bingelkrautes, *Mercurialis perennis*, das nur unscheinbare Blüten hat. Die hellgelben Flecken kennzeichnen den Bärlauch. Der kräftige Geruch allein verrät ihn. Im Zworkauer Oberwalde deckt er unübersehbare Flächen; im Dominikaner-Wald des Lensezof wechseln Ansammlungen des Bärlauchs mit Bingelkrautgesellschaften.

Im Mai blüht der Bärlauch und färbt dann den Waldboden in Weiß. Eine dritte Blütezeit des Auenwaldes bricht an. Wo der Bärlauch zurücktritt, blühen Goldnessel, gefleckter Bienenfang, gebräunlicher Salomonsiegel, Knoblauchsederich, große Sternmiere, Erdbeere, vierblättrige Einbeere und die Orchidee eiblättriges Zweiblatt. Zu diesen Zeiten flötet der Pirol, die Hohltaube und die Turteltaube rufen, der Gelb-

spötter schmettert, die Gartengrasmücke rollt eifrig ihre langen Touren, und die Nachtigall schüttet den Wohlklang ihrer Stimme über den blühenden Auenwald aus.

Dann aber ist es im Juni aus mit der Blütenherrlichkeit. Das Blattdickicht der Bäume läßt nur wenig Lichtstrahlen hindurch. Die Krautwelt hat üppig sprießend genügend Nährstoffe aus dem Überschwemmungsschlick verarbeitet. Für die Krautschicht beginnt die Zeit der Ruhe. Die Blätter welken und bleichen und düngen sterbend den Waldboden, sodaß die Pilze leben können. Noch lange hallt der Wald wieder von Vogelsang, bis Anfang Juli die Mäuser einsetzt. Nachdem das Gepiepe der vielen Jungvögel verstummt ist, wird es im Auenwalde immer stiller.

Brennnesseln und Brombeeren wuchern bis in den Herbst hinein. Im Hochsommer findet man auch einige neue Blüten, die des großen Springkrautes, des großen Valerian, des Walderkells, *Anthriscus silvestris*, Hainwachtelweizen und unzählige Vergißmeinnicht, im Lensezof vor allem das rasige Vergißmeinnicht.

In den Baumkronen, auf den Eichen, Hainbuchen und Eschen setzt das Reifen ein. Dann bekommen Eichhörnchen, Kleiber, Mäher und Kernbeißer Arbeit. Der Kreislauf ist immer und ewig derselbe — Zielrichtigkeit trotz steten Wechsels.

Die neuen Methoden der Lebensgesellschaftlichen Untersuchungen erleichtern es, das Wesentliche der Formation „Auenwald“ zu erkennen. Man darf sich nicht darauf beschränken, nur den Charakter der Pflanzengesellschaft zu bestimmen. Zum Ganzen dringen wir um so eher vor, wenn auch die Festlegung der Begleittierwelt einer Pflanzenformation erfolgt. Die Probequadrats, deren Pflanzen nach dem Grade der Deckung der Fläche, vielleicht auch nach der Zahl, bestimmt werden, werfen wir um uns besonders charakteristisch erscheinende Pflanzen, suchen in dem Quadrat auch nach etwa vorhandenen Tieren. In dem Umflächenraum von 1 ha (100×100 m) merken wir uns die zu übersehenden Baum- und Krautarten, vernehmen auch die in dieser Nachbarschaft vorkommenden Tierarten. So erarbeiten sich die nachfolgenden Tabellen. Der Deckungsgrad wird in 5 Stufen angegeben. D 1 = bis $\frac{1}{16}$ des Quadrats von der Pflanze bedeckt, D 2 = $\frac{1}{16}$ — $\frac{1}{8}$, D 3 = $\frac{1}{8}$ — $\frac{1}{4}$, D 4 = $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$, D 5 = $\frac{1}{2}$ bis ganz überdeckt. Eine Ziffer allein nennt die Zahl der im Probequadrat vorgefundenen Einzelpflanzen. Ein Überschaun aller Quadratbefunde gestattet es, Aufschluß über die Stetigkeit des Vorkommens in den Quadraten zu erlangen (Konstanz). Die Stufen der Konstanz: 1 = in bis 20% der Quadrate vorkommend, 2 = in 20—40%, 3 = in 40—60%, 4 = in 60—80%, 5 in 80—100% festgestellt.

3

Merle

450

Außerdem wurden im Tworkauer Oderwald 4 Aufnahmen auf Waldbiesen gemacht.

- I. Trockenwiese. Viel scharfer und kriechender Hahnenfuß neben Gräsern, Rumex acetosa und Löwenzahn.
- II. Feuchtwiese. Scharbockskraut, 1 Lungenkraut, 12 Brennesseln, 2 Schwarzwurz Symphytum officinale. Cirsium oleracea.
- III. Wiese am Fichtenwaldrand. Viel Ficaria verna, 3 Bärlauch, 1 wohlriechender Kälberkropf, 20 Schneeglöckchen, 1 Goldstern Gagea lutea. Dichter Aftmoosrasen. In der Nähe Turteltaube, Ringeltaube, Heckenbraunelle.
- IV. Oberuferwiese. 13 Pestwurz, Gr. Brennessel, 11 Spießlöwenzahn, Leontodon hastilis, 1 Schneeglöckchen, Grasbulle, 1 Bärenklau.

Aus der Übersicht ist leicht zu ersehen, daß der Tworkauer Oderwald an Baumbestand Waldteile mit jungen Erlen, eingestreuten Hocheschen enthält, ferner insbesondere auf der zweiten Flußterrasse Hochwald mit Eichen und Kastanien, dann wieder Buschwald mit einzelnen Eichenhochständern, geschlossene Fichtenbestände und mehrere Waldweiden umschließt. Charaktervögel sind Zitis, Weidenlaubsänger, Wachholderdrossel, Turteltaube, Ringeltaube, Walddohreule, Kirschkernbeißer, Amsel, Singdrossel und Turmfalk. Die Krautschicht besteht, nach der Konstanz geordnet, insbesondere aus folgenden Arten: Bärlauch 5, Gundelrebe 4, Lerchensporn 3, Lungenkraut 3, Scharbockskraut 3, gefleckte Taubnessel 2, Goldnessel 2, Schneeglöckchen 2, große Brennessel 2.

Die Lebewelt im Auenwald des Lensezof ist mithin im wesentlichen der des Tworkauer Oderwaldes ähnlich. Nur ist im Lensezof der Artenreichtum größer als im Auenwald bei Tworkau, wo die vorkommenden Arten in größerer Zahl auftreten und den einzelnen Waldteilen ein einheitliches Gepräge geben. Die Vogelwelt gleich sich durchaus. Der Konstanz nach ergeben sich folgende Stufen: Bärlauch 5, Gundelrebe 5, Lungenkraut 5, Girsch 3, Chaerophyllum aromaticum 3, Goldnessel 2, Bingelkraut 2, Günsel 2, Knoblauchschederich 2, Scharbockskraut 2, Perlgras 2, große Brennessel 2.

Die Kenntnis des 3. und größten Auenwaldes an der Oder, des Auenwaldes von Dr. L. O. W. i. g., vermittelte Dr. Hueck-Berlin am 13. Juni auf dem botanischen Lehrgang der Naturdenkmalpflege. Es handelt sich um einen gut geschlossenen Eichenwald von etwa 55 Jahren. Die an wenigen Stellen angepflanzten Traubeneichen entwickelten sich hier besser als die vorwiegenden Stieleichen. In den toten Oberläufen wuchert Wasserbrunnenkresse. Unter den Eichen finden wir die Kräuter und Sträucher der anderen Auenwälder: Hornstrauch, Feldhorn, Faulbaum, Hainbuche; Lungenkraut, Kleblabkraut, Hegenkraut, Girsch. Einzelne Flächen sind mit der Zittersegge, Carex brisoides, überzogen. Der Bussard hat hier noch eine Zufluchtsstätte. Man hörte

gleichzeitig zwei Nachtigallen schlagen. Überall sangen Gartengrasmücken und Waldschwirlvögel. Am Waldraude hält sich die Sperbergrasmücke auf. Auch hier dieselben erhebenden Eindrücke.

Die Blütenpracht des Vorfrühlings, des Krautgeruches, der angenehme Schatten der dichten Baumkronen und der überaus mannigfaltige Vogelgesang im Vorfrühling machen uns die Auenwälder besonders schätzenswert.

Zu unseren Waldbildern. Einige der im heutigen Heft wiedergegebenen Waldaufnahmen werden als Ergänzung zu dem vorstehenden Aufsatz über oberschlesische Auenwälder willkommen sein, andere führen uns ins oberschlesische Nadelholz. Es sind zum Teil Bilder, die so richtig als Eichendorffstimmung angesprochen werden können, und es ist ja wie ein Symbol, daß Eichendorff, im oberschlesischen Walde gebürtig, der Sänger des deutschen Waldes geworden ist. Das Bild von dem Meiler im Forst Ratiborhammer erinnert uns an einen alten oberschlesischen Erwerbszweig, den Köhlerbetrieb. Auch heute noch sind solche Meiler vereinzelt in den großen oberschlesischen Waldungen anzutreffen. Allerdings können die Kohlenbrenner heute nur noch sehr schwer mit der billigen galizischen Holzkohle in Wettbewerb treten. Die Kohlenmeiler wechseln ihren Standort. Sie wandern oder verschwinden ganz, sobald die Hauptbedingung — billiges Holz — nicht mehr vorhanden ist.

Oberschlesische Wälder

Von Ernst Lasowski

Ihr stillen Wälder meiner Heimat,
nehmt mich auf!
Legt eure kühlen, duftenden Hände
auf mein heißes Herz
und neigt eure Stirnen,
die nur Wolken und Sterne schauen,
barmherzig zu mir.

Denn wund und müd
komme ich von den Menschen.
Es klagt meine Seele;
vom Blut der Erschlagenen
raucht die Erde,
in allen Häusern weint bange Qual,
und am leeren Herde
steht stumm die Not.

Aber die Gassen hinauf und hinab
läuft geschäftig die Eile,
in bunten Sälen
tanzt taumelnd die Lust,
und auf breitem Markt
sitzt lächelnd die Lüge . . .

Ihr heiligen Wälder meiner Heimat,
nehmt mich auf!
In euch ist Stille,
ist seliger Frieden.
Und durch euer Rauschen geht es
wie das Atmen Gottes.

Erstmalig veröffentlicht im „Oberschlesier“ während der Abstimmungszeit. Seither hat „Oberschlesische Wälder“ mehrfach bei Heimatdarbietungen Beifall gefunden. Es gehört zu meinen schönsten Lehrerfreunden, wenn ich daran denke, welchen starken Eindruck das duftige, zarte und gütige Gedicht bei meinen Schülern hier in Colonnoska, mitten im oberschlesischen Malapanerwalde, hinterlassen hat, und dies läßt mich wünschen, daß der Kreis derer, die an dieser wahrhaftigen oberschlesischen Wald- und Zeitdichtung sich freuen, noch größer werden möchte. Zu den Waldbildern unseres vorliegenden Heftes gibt es, so scheint mir, eine gute und ansprechende Begleitung.

Die Wiedergabe sei aber auch gleichzeitig ein Gruß an unseren lieben Dr. Lasowski selber, der ja der Mitbegründer und der 1. Schriftleiter des „Oberschlesiens“ war und jetzt segensreich als Leiter des Neißer Heimgartens wirkt.

Erz.

Vom wehrhaften Schwarzwild im Bannwald Proskau

Von Rittmeister Neugebauer, Domezko

Piaſtenherzöge mit ihren Schutzbefohlenen hausten auf den fruchtbaren Dasen der Flußtäler und sorgten für den Schutz der an den Flüssen entlang führenden Handelsstraßen. Wachsender Wohlstand verlockte neidische Nachbarn zu räuberischen Überfällen. Allmählich erkannte man die Zwecklosigkeit dieser Räubereien und vereinbarte darum zwischen den beiderseitigen Ländern, Schutzstreifen unter den Bann zu stellen. Bei Todesstrafe durfte kein Mensch den Bannbezirk betreten, viel weniger noch da einen Baum fällen. Kein Wunder, daß dort ein undurchdringlicher Wald heranwuchs, durch den nur wenige dauernd bewachte und leicht zu verteidigende Verkehrswege führten.

Zwischen dem Oppelner und dem Neissegau lag nun auch so ein ungeheurer Wald, der alte Bannwald Proskau, von dem heute noch ein bedeutender Rest uns erhalten geblieben ist. Es sind die Forsten von Proskau, Schelitz und Tillowitz mit ihren östlichen Ausläufern von Dombrowka, Rogau und Dobran und ihren westlichen Ausläufern von Falkenberg, Dambran, Friedland, Schedlau.

Freilich, den alten Urwald gibt es dort nicht mehr, wohl aber herrliche Bestände forstlich hervorragend gepflegter, bis 120jähriger Nadelhölzer, die zahlreich durchsetzt sind mit mehrhundertjährigen Eichen, an Güte die besten in ganz Deutschland und neben den Speesarten als Fournierholz am höchsten bewertet. Stundenlang kann man in diesem weit über 120 000 Morgen großen Waldgebiete geradeaus wandern, ohne einem Menschen zu begegnen. Dem Naturfreund bieten sich dabei stets wechselnde Bilder. Sandige Höhen neben lehmigen Böden und sumpfigen Mooren lassen die eine oder andere Baum- oder Pflanzengattung je nach ihrer Eigenart gegen die anderen hervortreten. Diese Verschiedenheit der Wachstumsbedingungen läßt den ganzen Sommer und Herbst eine Fülle aller möglichen Waldfrüchte und Pilze gedeihen, und im Herbst schütten die alten Eichen ihren Früchtesegen massenhaft herab, sodaß für das Wild fast das ganze Jahr hindurch der Tisch reichlich gedeckt ist.

Dies und die weiten Nadelholzdickungen und der Umstand, daß es dort nicht überall so scheußlich „nach Mensch“ riecht, machen den Bannwald für mancherlei seltenes Wild zu einem ihm zusagenden letzten Zufluchtsort. Nach dem Kriege ist zwar von unberufener Seite arg unter dem Wilde gehaust worden, aber es hat sich allen Gefahren zum Trotz ein kleiner Rot- und Schwarzwildbestand und auch einige wenige Stücke Damwild zur Freude des hegenden Waidmanns erhalten.

In früheren Zeiten traf man überall das Wild am Tage an, heute hat es der harte

Kampf ums Dasein ganz zum Nachttier gemacht. Alles, was vertrauenselig alltäglich denselben Wechsel, d. h. den Weg vom sicheren Ruheplatz zur Asungsstelle hielt, wurde dem Wilddieb zur leichten Beute. So blieb nach dem ehernen Gesetz der Anpassungsfähigkeit an veränderte Lebensbedingungen nur das Wild am Leben, das sich an keinen bestimmten Wechsel hielt. Und diese Eigenart hat sich fortgeerbt.

Für den Rekordjäger, der große Strecken machen will, ist unter diesen Verhältnissen nicht viel zu holen, für den echten Waidmann hat aber gerade die unter erschwerten Umständen errungene Trophäe einen besonderen Wert. — Zumeist wird unser Hochwild leider zu jung abgeschossen. Der Rehbock steht im allgemeinen im 6., der Hirsch im 15., der Keiler im 8. Jahre auf der Höhe seiner Entwicklung. Es gehört also schon ein recht fester Wille dazu, ein Stück Wild, das vielleicht ständig im eigenen Revier wechselt und dabei auch hier und da einmal vor die Büchse kommt, jahrelang zu schonen, bis es den Höhepunkt der Entwicklung erreicht hat, um dann möglicherweise zu erleben, daß das so lange gehegte und nun begehrte Stück bei einem gelegentlichen Bummel über die Grenze beim Nachbarn erlegt wird.

Das interessanteste Wild in unserem Bannwalde Proskau ist das ritterliche Schwarzwild, das aber leider im Gegensatz zu allen übrigen Wildarten keinerlei gesetzliche Schonzeit genießt. Sehr mit Unrecht, denn der Nutzen, den es im Hochwald durch Vertilgung ungeheurer Massen von Forstschädlingen schafft, ist garnicht hoch genug zu veranschlagen, und mancher beginnende Raupenfraß ist durch die eifrige Wühlarbeit der Sauen im Entstehen unterdrückt worden. Viele Quadratkilometer Hochwald sind in den letzten Jahren der Nonnenraupe zum Opfer gefallen. Ein angemessener Schwarzwildbestand hätte da Millionenwerte retten können. Die Flächen, die von einer einzigen Rotte Sauen in einer Nacht umgebrochen werden, sind beträchtlich. Die Durchlüftung läßt den Boden gesunden und ermöglicht die sehr erwünschte Selbstbesamung.

Freilich, kommt mal eine Rotte Sauen hinaus auf's Feld, dann sieht's oft böse aus, und der Landwirt findet nur das eine passende Wort: „Schweinerei!“ Ist er nun selbst Jäger und jagoberechtigt, dann wird er bei genauem Hinsehen feststellen können, daß der Schaden in Wirklichkeit gar nicht so schlimm ist, wie es im ersten Schreck aussieht. Ist er aber nicht jagoberechtigt, dann wird er vorteilhafterweise ein recht großes Geschrei erheben und den armen Jagdpächter, der gesetzlich zum Ersatz des Schadens verpflichtet ist, möglichst hochnehmen. Dessen Sache ist es dann, durch Heranziehung von Sachverständigen den wirklichen Schaden feststellen zu lassen. Hat er dann aber das Glück, einen Schwarzkittel mit gutem Rugelschuß zu strecken, dann dürfte auch der Schmerz über den bezahlten Wildschaden schnell vergehen.

Ganz gefahrlos ist die Jagd auf Schwarzwild nicht. Schon mancher Jäger hat ein

unvorsichtiges Herantreten an einen todwunden Keiler mit dem Leben oder langem Siechtum büßen müssen. Auch eine Bache geht, wenn ihre Frischlinge in Gefahr sind, rücksichtslos gegen den Angreifer vor und vermag mit ihrem Gebrech ein Männerbein zu Mus zu zermalmen. Ein Keiler greift meist nur einmal an, und man kann dem Hieb durch Seitwärtspringen im letzten Augenblick ausweichen. Die Bache ist darin viel unangenehmer, da sie ihre Angriffe rücksichtslos wiederholt. Gnade dem Pilz- oder Beerenfucher, der zufällig in einer Dichtung auf Frischlinge stößt und sich ein solches herzerbrechend quiekendes Ding etwa mit nach Hause nehmen wollte! Viele unangenehme Zwischenfälle mit Gauen könnte ich hier erzählen, doch davon ein andermal. Die schönste Jagd ist die Drückjagd auf Gauen nach einer Neuen (Neuschnee), wenn der dichte Schneehang im Forst glitzert und die wohlthuende Ruhe des herrlichen Winterwaldes einen den Ältenstaub und die Gorge des Alltags vergessen läßt. Telefonruf eines alten Freundes: „Gauen fest, Treffpunkt Jagen Nr. so und so, 11 Uhr.“ Im Schlitten hin. 6—10 Flinten. Alles nette Leute, meist grüne Farbe. Alte Bekannte. Drei, vier Hunde merkwürdigster Abstammung mit von ihren Herren garantiert hervorragender Veranlagung auf Gauen. Dazu noch ein oder zwei Tackel, erwartungsvoll, aber stolz aus Rucksäcken hervorguckend. Kurzer Spürbericht an den Jagdherrn. Beratung. Anordnung. Abmarsch durch tiefen Schnee. Die Dichtung, in der die Gauen bestätigt sind, wird leise umstellt. Der Revierbeamte stellt die Schützen an die ihm aus alter Erfahrung bekannten Wildwechsel, manchmal im Ernst, manchmal im Scherz dem betreffenden Schützen zuflüsternd: „Hier kommt der Keiler!“ Es dauert noch ein ganzes Weilchen, bis der Jagdleiter mit dem Anstellen auch der Treiber fertig ist und sein Hornruf zum Beginn des Treibens gedämpft durch den Winterwald tönt. Inzwischen hat man Zeit, sich mit den Nachbarschützen über die Stände zu orientieren, d. h. wohin man ohne Gefährdung der Nachbarn schießen kann. Dann noch schnell einige Zweige, die beim Schießen behindern könnten, abgebrochen, einen kleinen Platz im Schnee festgetreten, die Büchse geladen und nicht mehr gerührt. Nur Auge und Ohr dürfen sich betätigen. Zuerst gehen meist Rot- und Rehwild, auch der Fuchs, flüchtig aus dem Treiben, und erst nach und nach setzt das Geläut der Meute ein als Zeichen, daß Gauen im Triebe stecken. Das sind spannende Minuten, wenn das Hundegebell bald näher, bald ferner erschallt, dann wieder auf einer Stelle, oder ein Hund auffaucht, der dem Keiler vorwiegend zu nahe kam und von diesem einen fühlbaren Denkfettel erhielt. Am schönsten ist es, wenn die Hunde die Rotte Gauen sprengen können, und die Stücke einzeln nach verschiedenen Seiten die Dichtung verlassen, sodaß mehrere Schützen Gelegenheit haben, einen guten Schuß anzubringen. Meistens steht aber dort, wo die Gauen kamen, niemand, oder der Schütze erwartet den erhofften Keiler mit angelegter

Büchse rechts und inzwischen flüzt er dicht hinter ihm über die Schneise. Und die ist meist verdammt schmal und der schwarze Kerl ist zu flink oder, wie man zu sagen pflegt, vorne zu schnell und hinten zu kurz, oder die Kugel sitzt ganz vorzüglich in richtiger Blatthöhe mitten auf einer dicken Kiefer, oder die Kugel pfeift sonstwo im Walde mit den Vögeln um die Wette, oder die Büchse macht angesichts des langsam und gemächlich über die Schneise wandelnden Hauptschweins nur leise „knacks“, weil der Schütze zu laden vergessen hatte, und er wird dann von den anderen immer zu groben Späßen aufgelegten Waidgenossen schrecklich verulkt und ausgelacht, oder die Finger sind vor Kälte so starr, daß der Jäger überhaupt nicht schießen kann.

Aber hin und wieder klappert's doch, und nichts Schöneres gibt es, als wenn ein oder gar mehrere Schwarzkittel auf weißem Grunde auf der Strecke liegen und das „Gau tot“ und „Halali“ der Jagdhörner feierlich durch den herrlichen Winterwald erklingt. Ohne Hunde ist es nur selten möglich, eine Rotte Gauen oder gar ein einzelnes starkes Stück aus einer Dichtung herauszubekommen. Für die Treiber — und wenn sie noch so passioniert sind — ist es durchaus nicht leicht, sich durch die schneebehangene Dichtung durchzudrücken. Kommen sie dann an einen besonders undurchdringlichen Fichtenforst, dann macht alles „in Reihen gesetzt, rechts um“. Der richtige alte und gerissene Keiler betrachtet wenige Schritte davon regungslos die vorschriftsmäßige Ausführung dieses nicht erteilten militärischen Kommandos und verläßt stillschweigend und hohnlächelnd die ungasliche Stätte nach rückwärts, wo kein Schütze steht.

Eine nicht waidgerechte Jagdausrüstung auf unser armes, verfeimtes Schwarzwild ist der Fang im Gausang. Das ist eine Einzäunung aus Fichtenstangen mit einer Falltür, die durch eine Abzugsvorrichtung im Innenraum zum Zuschlagen gebracht wird. Das Ganze wird aufgebaut in der Nähe eines bekannten Schwarzwildwechsels. Über dem Wechsel bis in den Gausang werden Kartoffeln geschüttet. Die Gauen nehmen die Schütte auf, gelangen in den Gausang, stoßen an die Abzugsvorrichtung, die Tür schlägt zu und unter Umständen sitzt eine ganze Rotte Gauen gefangen.

Jetzt naht sich der Jäger — Jäger ist dafür nicht mehr der richtige Ausdruck — und schießt die armen Tiere, die in ihrer Todesangst versuchen, die Wände hochzuklettern, menschlins tot. Pfui Deibel!

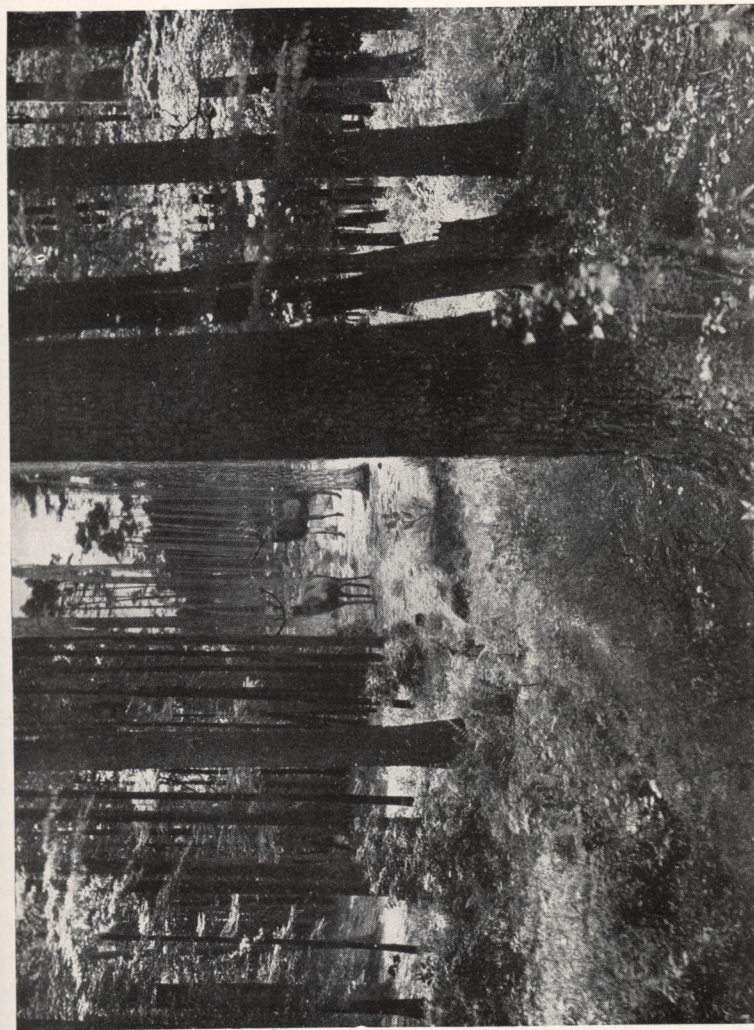
Vor 2 oder 3 Jahren soll sich in einem Gausang — wo? will ich nicht sagen — ein mächtiger Keiler gefangen haben. Der hat aber die Sache sehr übel genommen und den durch langjährigen Gebrauch etwas mürbe gewordenen Gausang kurz und klein geschlagen und ist „fortgemacht“. Hoffentlich ist der Apparat nicht neu aufgebaut worden.

Der Gesamtbestand an Schwarzwild (Winter 1929/30) in dem riesigen Bannwaldgebiet dürfte 150 Stück — Überläufer mit eingerechnet — meiner Schätzung nach

bestimmt nicht übersteigen. Bei der Unstetigkeit unseres Wildes läßt sich freilich eine genaue Zahl nicht feststellen. Auf der Suche nach dem schmackhaftesten Haser, den besten Kartoffeln, den feinsten Eicheln, den leckersten Pilzen legen die einzelnen Rotten in einer Nacht oft viele Kilometer zurück.

Ganz besonders unstet sind die ganz alten Herren. Sie halten von dem lauten, unruhigen Familienleben gar nichts. Sie können, wenn ein zufälliges Zusammentreffen nicht zu vermeiden ist, gegen ihresgleichen recht ungemütlich werden. Stört da ein etwas vorwärtiger Frischling den alten Herrn, der vielleicht sein Vater ist, beim Abendessen, dann fliegt er bald, laut klagend, zur Seite, und die Alte bekommt, wenn sie wegen schlechter Behandlung ihres Sprößlings etwa aufmucken will, auch noch einen gut sitzenden Hieb weg.

Einen bestimmten Einstand hat so ein richtiger Einzelgänger nie. Heute logiert er in einer warmen Fichtendickung, morgen im Farnkraut im Altholz, dann weit draußen in einer kleinen Feldremise, einer kleinen Brombeerhecke, einem Getreidefeld. Er ist überall und nirgends. Als passionierter Jäger und Naturbeobachter lernt man so nach und nach die alten heimlichen Burschen, die in monatlichem oder vierteljährlichem oder gar jährlichem Abstände das Revier wieder einmal besuchen, genau kennen und zwar an der Fährte, die bei jedem Stück Verschiedenheiten in der Länge der einzelnen Schalen aufweist, und dann noch an besonderen Eigenheiten, wie Aufsuchen von bestimmten Suhlen und Malbäumen, Innehalten besonderer Wechsel, Bevorzugung einzelner Feldfrüchte, die sich bei manchen Feinschmeckern sogar auf ganz bestimmte Kartoffelsorten, die sie einzeln mit Sicherheit aus einem Feldbestande herausfinden, spezialisiert. Einmal fand ich an einer sonst nur wenig besuchten Suhle die frische Fährte eines alten Bekannten, der mein jagliches Können schon jahrelang auf eine harte Probe gestellt hatte. Ich erinnerte mich, daß er die Gewohnheit hatte, ein oder zwei Tage später auf einem einen Kilometer weiter östlich gelegenen Feldstück auszutreten. Der Wind war günstig, und ich setzte mich auf gut Glück schon zeitig dort an. Noch bei vollem Büchsenlichte kam der schwarze Teufel wie eine Lokomotive dicht an meinem Stande vorübergefaust, beschrieb einen Kreis von ungefähr 200 m, um das Feld zu besichtigen und zu sehen, ob die Luft rein ist, und verschwand wieder im Holze, wo ich ihn herumziehen hörte. Das kam alles so unerwartet und schnell, daß es mir unmöglich war, zu schießen. Inzwischen hatte ein starker Sturm eingesetzt, bei dem Schwarzwild sonst niemals auszutreten pflegt, und ich hatte schon alle Hoffnung aufgegeben, als nach einer halben Stunde der Keiler plötzlich wieder erschien, ruckartig vorgehend, einen kleinen Kreis beschreibend, immer wieder ganz kurz verhoffend, scharf Wind holend und blasend, ein Bild wilder, brutaler Kraft und Vorsicht. Schon verhoffte er wieder den Bruchteil einer Sekunde. Ich hatte den Eindruck, daß er wieder ganz verschwinden wollte, als ihn



Lichtbild A. Jüttner / Ratibor

Graf Gr. Rauden

mein Blei auf der Stelle hinwarf. Ein würdiges Ende für den edlen Ritter des Waldes.

Wieviel Schwarzwild wird nicht beim nächtlichen Ansitze am Kartoffelacker auf zu große Entfernung mit Posten oder gar Schrot angeschossen und verendet schließlich unter unendlichen Qualen in irgendeiner Dichtung. Der raue Schuß auf Schwarzwild müßte ebenso verboten werden, wie er es jetzt, dank der unablässigen Bemühungen der Jägervereinigungen, auf Rot- und Rehwild ist. Es gibt doch jetzt so hervorragende Flintenlaufgeschosse, die eine vorzügliche Wirkung und auch bei schlecht sitzenden Schüssen eine gute Schweißfährte ergeben. Fast bei jedem älteren Stück Schwarzwild findet man beim Zerlegen eine ganze Sammlung von Schrot und Posten unter der Schwarte. Geht das Wild frank über die Nachbargrenze, müßte Meldepflicht gesetzlich vorgeschrieben werden. Ist dies gewissenhaft befolgt, dann könnte dem Schützen entweder ein angemessenes Schußgeld oder ein Teil des Wildbrets oder die Trophäen zugesprochen werden. So würde viel Wild vor dem Verludern gerettet werden.

Was für unbändige Urkraft in unserem Schwarzwild steckt, das soll ein Fall zeigen, den ich vor dem Kriege erlebte. Ein grober Keiler, der sich durch argen Flurschaden ganz besonders unangenehm bemerkbar gemacht hatte, war mir nach vielen vergeblichen Ansitzen endlich einmal schußgerecht gekommen. Das Hohlspitzgeschoss hatte ihm, wie ich nachher feststellte, das Herz in kleinste Fetzen zersprengt, und mit diesem Schuß hatte er sich auf der Stelle herumgeworfen, flüchtete in riesigen Sätzen 50 m weit übers Feld, rannte gegen einen Baum, brach zusammen, raffte sich wieder auf, fuhr in eine 25jährige Fichtenschonung, riß nach weiteren 50 m eine Fichte um, überschlug sich und lag dahinter verendet. Auf der Flucht durch den Fichtenbestand hatte er mit den Schultern rechts und links dreimarkstückgroße Rindenplatten abgerissen, sodaß der Fluchtweg wie mit der Axt gezeichnet erschien. Ich habe mir die Rindenstücke zum Andenken gesammelt und auf einen Draht gereiht. Bei einem nicht tödlichen Schuß hätte das eine unangenehme und nicht gerade gefahrlose Nachsuche in den nächsten Fichtendickungen gegeben.

Das Gehör ist beim Schwarzwild fabelhaft gut, ebenso der Geruchssinn, dagegen ist das Gesicht schlecht entwickelt.

In ihrem Benehmen sind die Sauen manchmal im höchsten Grade dickfällig, ein andermal übernervös und empfindlich wie eine Primadonna. Einst beobachtete ich eine Rote stärkerer Sauen, die nach einem Kartoffelacker zogen. Dort schabten sie sich die Schwarte an einer abends frisch hingestellten Wildscheuche, daß die daran baumelnden Flaschen und Blechtöpfe einen tollen Lärm machten, bis dann schließlich die ganze Scheuche umfiel. Es war den Schwarzkitteln anzumerken, daß das Glockenspiel ihnen richtig Vergnügen bereitere.

Anderere sind wieder so übernerös, daß sie vor sich selbst erschrecken, daß das leise Knicken eines kleinen Astchens unter ihren eigenen Schalen sie mit allen Zeichen furchtbarsten Erschreckens abspringen läßt.

Eines Abends gehe ich ohne besondere Vorsicht durch den Wald, höre hinter mir ein Geräusch, da sitzt ein Keiler kaum 30 Schritt auf meiner frischen Fährte, bläst laut und zieht dann völlig sorglos hinaus auf ein 300 m weiter liegendes Kartoffelstück.

Ein andermal gehe ich über eine Waldwiese, sehe auf einem Gestell eine Rotte Gauen brechen, die dann in Richtung auf den von mir benützten Weg abziehen, und bald höre ich sie dort mit lautem Getöse nach allen Himmelsrichtungen auseinanderprigen. Man lernt beim Schwarzwild nie aus.

Von einem beachtenswerten Fall von Tierfreundschaft möchte ich hier noch erzählen. Ein uralter Hirsch und ein uralter Keiler hatten sich zu gemeinschaftlichem löblichen Tun zusammengefunden. Immer nach etwa halbjähriger Pause kamen sie hier zu Besuch, aber nur für eine Nacht. Wie Gespenster! Nur ihre mächtigen Fährten zeugten von ihrer Wirklichkeit. Kilometerweit draußen im Felde delectierten sie sich in finsternen Gewitternächten an zartem Klee, Kartoffeln und milchweichem Hafer.

Über 20 cm spreizten sich die Astklauen des Bassen. Die Schalen beider Genossen waren breiter wie lang, so stark abgenützt durch das dauernde Umherwandern. Gleiche Spurenbilder habe ich nur in den Felsenurwäldern der Südkarpathen und der Transsylvanischen Alpen gefunden. Unsere einheimischen alten Hirsche stecken meist faul in einer unzugänglichen Dichtung, wodurch die Schalen unschön in die Länge wachsen.

Zum letzten Male traf ich die Fährten der ungleichen Freunde vor etwa 2 Jahren. Sie waren bis 2½ km vom Wald ins Feld und wieder zurückgezogen. Wohin sind sie gekommen, wohin gegangen? Leben sie — von mir durch Zufall nicht gefährdet — heute noch? Sind sie dem schweren Winter, sind sie in fernen Ländern hungrigen Wölfen zum Opfer gefallen? Hat sie irgendwo in weiter Ferne ein waidgerechter Jäger mit sauberer Kugel gestreckt? Hier im Bannwald Proskau hat niemand das hohe Waidmannsheil gehabt. Ich hätte es sonst erfahren. Aber einen geheimen Wunsch wird mir wohl jeder der geduldigen Leser nachfühlen, daß ich nämlich gern diese Doublette gemacht hätte oder machen würde. Vielleicht treffe ich die geheimnisvollen Fährten doch noch einmal an.

Aus einer oberschlesischen Wildkammer

Von Paul Simon-Gründorf

Die großen Wälder zwischen Stober und Budkowitzer Wasser, die heute die staatlichen Oberförstereien Kreuzburgerhütte und Königlich-Dombrowka bilden, gehörten einst zum „Spezial-Forstamt Dombrowka“. Dieses Amt grenzte im Osten an die Forsten von Ihle und Bodland. Die letztere Herrschaft befand sich bis 1767 im Besitz der Grafen Schlegenberg, dann erwarb sie der Herzog Carl Christian von Württemberg in Karlsruhe, der sie 1780 an den Grafen von Reichenbach weiter verkaufte. 1791 sind die Bodländer Güter staatlicher Besitz und ihre Wälder der „Forstinspektion Dombrowka“ zugeteilt. Die im Westen an das Spezial-Forstamt Dombrowka anschließenden Forsten von Dammer und Karlsruhe sind schon im 18. Jahrhundert in privaten Händen. Die ausgedehnten Wälder am Stober waren in alten Zeiten ein Teil des Grenzlags, der unter dem Namen Preska bekannt ist. Durch seine Unwegsamkeit sollte er Schutz gegen feindliche Überfälle aus dem Osten gewähren.

Das weite Waldgebiet liegt ganz in der oberschlesischen Ebene, steigt von 150 m Meereshöhe bei Karlsruhe unmerklich nach Osten zu an. Da Teiche, Moore und größere Wiesenflächen fehlen, besitzt die gesamte Landschaft recht einförmigen Charakter. Festes Gestein tritt nirgends zutage. Zahlreiche Sanddünen durchziehen die Wälder und gewaltige Schichten diluvialen Sandes — ab und zu von nordischem Geschiebe unterbrochen — bedecken die tertiären Letten und Tone. Im Baumbestand herrschen heute Kiefer und Fichte vor. Eiche, Birke, Buche, Tanne und Lärche sind fast verdrängt, und Unterholz ist nur sehr spärlich vertreten. Einzelne Laubholzpartien ändern am Gesamtbilde nichts. Stundenlang können wir wandern, ohne etwas anderes zu erblicken als Kiefern und Heidekraut oder Blaubeersträucher. Ursprünglich war es anders. Das stärker vertretene Laubholz gab den Forsten den Charakter des Mischwaldes. Die Nutzung der Wälder setzte erst gegen Mitte des 18. Jahrhunderts allmählich ein, da bis dahin gute Fahrstraßen und Wasserwege fehlten. Auch mangelte es an Absatz, bildete doch damals das Holz nicht den begehrten Artikel von heutzutage. Das wenige Brenn- und Bauholz, welches benötigt wurde, lieferten die Randgebiete, in die der Bauer sein Vieh zur Waldweide trieb. Im Innern stand der Wald in unberührter ursprünglicher Schönheit. Nur das Alter oder ein Gewittersturm warf die Baumriesen zu Boden; Jungholz sproß üppig empor und schloß die Lücken. Reichte dieser Dauerwald mit seiner Wüchsigkeit und Dichte auch nicht an den tropischen Urwald heran, so übertraf er an Schönheit und Fülle doch ganz gewiß unseren heutigen eintönigen Wirtschaftswald.

Reich und interessant war das Tierleben der damaligen Stoberwälder. Von den großen Raubtieren starb im 3. Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts der Braune Bär aus. Um die Mitte dieses Jahrhunderts ist der Luchs schon recht selten geworden. 1767 befiehlt zwar der Dombrowkaer Oberförster Büttner bei der Anlage eines Wolfsgartens die Fanggrube mit eichenen Bohlen auszufüllen, „falls sich ja einige Luchse im Revier einfinden sollten“. Die glatte Verschalung sollte die gefangenen Raubtiere am Entweichen verhindern. Nach der Bemerkung des Oberförsters scheint der Luchs schon damals recht selten gewesen zu sein. Dagegen hielt sich der Wolf bis ins 19. Jahrhundert hinein nicht nur als Wechselwild, sondern auch als Standwild. Nach den Akten der Oberförsterei Dombrowka sind von 1766—1815 in ihrem Bezirk 85 Wölfe getötet worden. Oberförster Liebeneiner, der von 1786 bis 1815 das Amt verwaltete, berichtet 1814 in einem Schreiben an seinen Vorgesetzten, daß während seiner 28jährigen Dienstzeit in Dombrowka 49 Wölfe zur Strecke gebracht worden seien. Am 12. November 1770 schreibt Oberforstmeister Süßenbach aus Scheidelwitz bei Brieg an Oberförster Büttner in Dombrowka: „Da viele Klagen eingehen, daß die Wölfe in den oberschlesischen Wäldern über Hand nehmen und sowohl die Wildbahnen fast gänzlich ruinieren als auch dem Landmann den größten Schaden zufügen, so wird dem Herrn Oberförster Büttner hierdurch aufgegeben, sich der Ausrottung dieser schädlichen Raubthiere eifrigst angelegen sein zu lassen und solche nicht nur im Winter wegzufangen, sondern auch im Sommer sich Mühe zu geben, daß man die Jungen ehe sie aus einander gehen, mitsamt den Alten habhaft werden kann.“ Am 3. Juni 1786 beauftragte Oberforstmeister von Wedell aus Scheidelwitz den Oberförster Liebeneiner in Dombrowka: „sich der Ausrottung der Wölfe anzunehmen, da die Colonie Friedrichsthal große Verluste an Vieh und es der Kriegs- und Domänen-Kammer zu Breslau angezeigt habe.“

Häufig wechselten die Bestien nur durch; sie kamen vom Kupper oder Bodländer Revier oder aus den Carlsruher Forsten herüber. „Weil sie immer im Laufen waren und in keiner Stellung sich lange aufhielten,“ so war ihnen nicht beizukommen. Im Jahre 1787 wurden elf erfolglose Wolfsjagden abgehalten.

Für jeden erlegten Wolf zahlte die Kriegs- und Domänen-Kammer Breslau durch die Steuerkasse in Oppeln eine „Prämie“ von 1 Reichstaler. Im Jahre 1788 wurde diese Prämie „vorübergehend bis Trinitatis“ auf 5 Reichstaler erhöht. Jeder Abschuß oder Fang mußte der Kammer in Breslau angezeigt werden und diese verfehlte nicht, gnädige Anschriften in jedem Falle an den Oberförster zu richten.

Ein solches lautete z. B.:

„An das Spezial-Forst-Amt Dombrowka.

Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm König von Preußen pp.

Unseren gnädigen Gruß zuvor, Ehrenfester, Lieber Getreuer!

Aus Euerem Bericht vom 9ten d. Mts. haben Wir ersehen, daß in den dortigen

Forsten zwei Wölfe getötet und ein dritter stark angeschossen worden und hoffen, daß der eine noch übrige Wolf ebenfalls noch erlegt werden wird. Sind Euch mit Gnaden gewogen.

Gegeben Breslau, den 20ten Januar 1802

Königl. Preuß. Domänen-Kammer.“

Durch Rundschreiben vom 18. März 1815 an die Königlichen Forstämter zu Ohlau, Brieg, Carlsmarkt, Poppelau, Kupp, Dombrowka und Bodlandt wurde befohlen „so bald von jetzt an Wölfe erlegt, davon sogleich jedesmahl mit der nächsten Post nach dem bepfommenden tabellarischen Schema eine Anzeige zu erstatten.“ Zu dieser Zeit sind die Wölfe schon seltener geworden. Eine der letzten Jagden schildert 1815 der Oberförster in Dombrowka wie folgt: „Den 31. July hatten zwei Wölfe, nämlich ein Wolf und eine Wölfin in dem Bodländer Przegrzebieg-Teich einen Dchsen aus Wierche geschlagen, der Unterförster Babag, um einen Rehbock zu schließen, kam in diese Gegend, als der Eigentümer den Dchsen suchte und fand. Der Babag sagte ihm, er möchte den Dchsen liegen lassen und den Waldläufer Heilscher bestellen, daß er hinkäme, so wollten sie sich beide anstellen wann die Wölfe etwa wieder dazu kämen, dieses geschah wo selbige gegen Abend zeitlich ankamen. Der Heilscher schoß zuerst auf den Wolf, da er ihm aber etwas weit war, so schoß er vorbei. Die Wölfin aber prellte auf den Babag, welcher im Graben saß und flüchtig bei ihm auf 30 Schritt vorbei kam, er schoß ihr mit der Büchse den linken Vorderlauff entzwei und kurz durch die Brust schräge durch wo die Kugel auf der andern Seite sitzen geblieben. Der Wolf ging aufs Bodländer hinüber, die Wölfin nach viel niederstürzen auf das Plümkenauer Revier, Stallung Enrow zurück, es wurde daher den folgenden Tag von hiesiger und Bodländer Seite Jagd darauf gemacht, wo die Leute dicht an einander durch gingen und die Schützen sich vorstellten, im dritten Treiben an dem Dpuste-Graben kamen selbige zum Vorschein, wo der Unterfluß Inspektor Barnowsky den Wolf schoß, die Wölfin ging auf die Bodländer Seite dicht an die Gränze, wo verschiedene Schüsse darauf gefallen, zuletzt aber von dem Waldbeläufer Norbert tot geschossen worden, das Schießgeld aber eigentlich dem Babag zu kommt, wovon selbiges vom Forst Amt Bodland und vom Wolf vom hiesigen liquidieret wird.“

„Sämtliche „Unterthanen“ der umliegenden Dörfer waren zu Treiberdiensten, zum Heranholen des „Wolfszeuges“ und zu Arbeiten am Wolfsgarten verpflichtet. „Wenn von einem Unterförster oder Waldbeläufer zur Jagd aufgefördert wird, so wird erwartet, daß keiner sich ausschließt, sondern gern und willig erscheint. Ein jeder muß sich mit einem Spieß oder einer Gabel versehen, sowie über Nacht mit Brot versorgen, sich beim Scholzen melden, welcher alsdann die ganze Gemeinde an den bestimmten Sammelplatz stellen muß. Jeder Scholze muß genau achtgeben, daß seine Gemeinde

sich nicht mit andern metirt. Wenn die Wölfe ausgespürt, muß niemand auf dem Orte wohin er gestellt stark sprechen oder sich vom Flecke rühren. Sollte ein Wolf durchgehen wollen, muß er durch Geschrei zurückgejagt werden, geschieht dies, so müssen sie wieder stille sein; sollte aber der Wolf sich nicht abschrecken lassen, sondern dem ohngeachtet durchdringen wollen, so müssen die beyden, wo er durch will, selbigen vorspringen und ihn tot zu stechen suchen. Wer dies tut, bekommt 1 Tzaler Biergeld."

Am 7. Januar 1804 war Neuschnee gefallen und der Budkowißer Förster hatte mit seinen Spurlenten zwei Wölfe „festgemacht". Durch reitende Boten wurden die Untertanen zur Jagd befohlen. Als der Herr Oberförster um 1 Uhr auf dem „Kampfsplatz" erschien, war alles bereit. Das Stellen der Neze und Lappen erforderte viel Zeit. Da die Stallung sehr groß war, reichte das Wolfszeug nicht aus. Der Oberförster schickte daher einen Schlitten nach Karlsruhe, um von dort die Jagdneze zu erbeten. Als die Wölfe „eingestellt" waren und ein jeder auf seinem Posten stand, war auch das Büchsenlicht des kurzen Wintertages vorbei. Es blieb nichts übrig, als eine Winternacht im Walde zu verbringen. Als der ersehnte Morgen anbrach, konnte man feststellen, daß die Wölfe nicht durch die Lappen gegangen waren. Mit der Jagd wollte der Oberförster aber noch warten, denn C. Durchlaucht Herzog Eugen von Württemberg aus Karlsruhe hatte seine Teilnahme an der Jagd angekündigt. Doch die Wölfe wollen nicht warten und „fallen in die Neze". Zwei Kolonisten springen hinzu und stoßen ihre Gabeln den Bestien in die Leiber. Ehe die Jagdhörner des Herzogs ertönen, ist die Jagd aus. Der eine Wolf war ein Kapitaler. Oberförster Liebeneiner konnte berichten: „So viel Wölfe als ich hier in Dombrowka während meiner Dienstzeit bekommen, deren nun 37 Stück, einschließlich 9 jungen, keiner ist so stark gewesen als dieser letztere."

Verliefen mehrere Jagden resultatlos, so nahm die Beteiligung merklich ab. Der Oberförster hat daher oft über saumseliges Erscheinen zu klagen.

Das schon mehrmals erwähnte Wolfszeug befand sich zumeist in Kreuzburgerhütte, da auch die Forstämter Rupp und Poppelau davon Gebrauch machten. Im Jahre 1802 wurde auf Antrag des Oberförsters Liebeneiner ein neues Wolfszeug angeschafft. Es kostete 1148 Reichstaler, für damalige Zeit eine ansehnliche Summe. Es waren 50 Gebund Lappen; jede Leine 182 Ellen lang. Der Departements-Forstmeister Heller in Neudorf bestimmte genau die Größe der Lappen und ihre Bemalung. Auf der einen Seite des Lappens war der preußische Adler mit Krone, Reichsapfel und Zepter, auf der anderen Seite des Königs Namenszug J W zu sehen. Die Malerei führte der „Hof-festirer" Goebel in Karlsruhe aus. Benötigt wurden 5400 Ellen Leinwand und 45 Stein Hanf zu Leinen.

Am 23. November 1796 wird Oberförster Liebeneiner vom „Hochzugebietenden und wirklichen dirigierenden Geheimen Kriegs- und Staatsminister Grafen Hoyer in Bres-

lau" aufgefordert, eine „detaillierte Instruction" mit Zeichnungen, welche die Tuchlappen und ihren Gebrauch, das Abspüren und Einkreisen der Wölfe, die Wolfsgärten und ihre Anwendung und die Schießhütten anschaulich macht, einzureichen. Diese Instruction war für Südpreußen bestimmt, „wo die Wölfe dermaßen häufig sind, daß die Sicherheit des Viehstandes aller Art sehr darunter leidet, auch selbst Schlesien durch die jährlich übertretenden Wölfe in Schaden gesetzt wird und die Überhandnehmung dieses Übels davon herkommt, daß von Seiten der allgemeinen Landespolizei noch gar keine Anstalten getroffen worden sind." Liebeneiner hat diese Instruction sehr gründlich beantwortet und von Hoyer ein sehr gnädiges Schreiben erhalten.

Die Beschreibung einer Schießhütte war für den Oberförster umso leichter, da erst im Jahre 1789 von dem Zimmermeister Neugebauer in Neuwedell im Dombrowkaer Forst eine solche Hütte gebaut worden war.

Im Jahre 1767 legte Oberförster Büttner — mit Genehmigung der Kriegs- und Domänen-Kammer am Schwarzbach, wo die Wölfe am häufigsten wechselten, den Wolfsgarten an. Oberforstmeister Güssenbach in Scheidelwitz gab die nötige Anweisung. Der Raschwißer Wolfsgarten diente als Muster. Er war „in der Rundung" angelegt und maß „im Durchschnitt 80 bis 90 Ellen". Die Pallisaden, die den Garten einschlossen, waren 10 Ellen lang — $6\frac{1}{2}$ Ellen über der Erde — und von Rinde und Knorren frei, also ganz glatt, damit die Wölfe keinen Anhalt fanden. In den „Garten" führten zwei Türen, die durch ein „Stellwerk" mit dem „Luder oder Geäse" in Verbindung standen. Sobald die Wölfe an dem Luder zerrten, schlossen sich die Tore selbsttätig und die Bestien waren gefangen. An einer Stelle war der hohe Zaun bedeutend niedriger, dahinter lag die Wolfsgrube, die wiederum hoch eingezäunt war. Die Wölfe suchten an dieser Stelle den Zaun zu überspringen und fielen in die dahinter liegende tiefe Grube, gelangten also „aus dem Regen unter die Traufe". Am nächsten Morgen konnten die Gefangenen von dem revidierenden Jäger leicht getötet werden. — Schon während der Arbeit zeigten sich zur Nachtzeit Wölfe im Garten. Am 1. März 1768 wurde die erste Wölfin gefangen, trotzdem die Anlage wegen ihrer Neuheit noch „viel Witterung" hatte.

Die hohe Jagd war staatlich, ihre Einnahmen flossen in die Forstkasse. Die „kleine Jagd" hatte der Oberförster gepachtet. Auch die Jagd auf den Feldmarken der angrenzenden Amtsdörfer und Kolonien gehörte zu seiner Pachtung. Nach dem Pachtvertrag des Jahres 1789 zahlte der Oberförster für die gesamte Jagd 7 Reichstaler und 16 Groschen.

Wenn der alte Friß nach Schlesien kam, mußte Dombrowka Wild liefern. Eine Spezialität bildeten die Haselhühner, die der König ganz besonders gern aß. Am 1. August 1780 schreibt der Oberforstmeister von Wedell aus Scheidelwitz nach Dom-

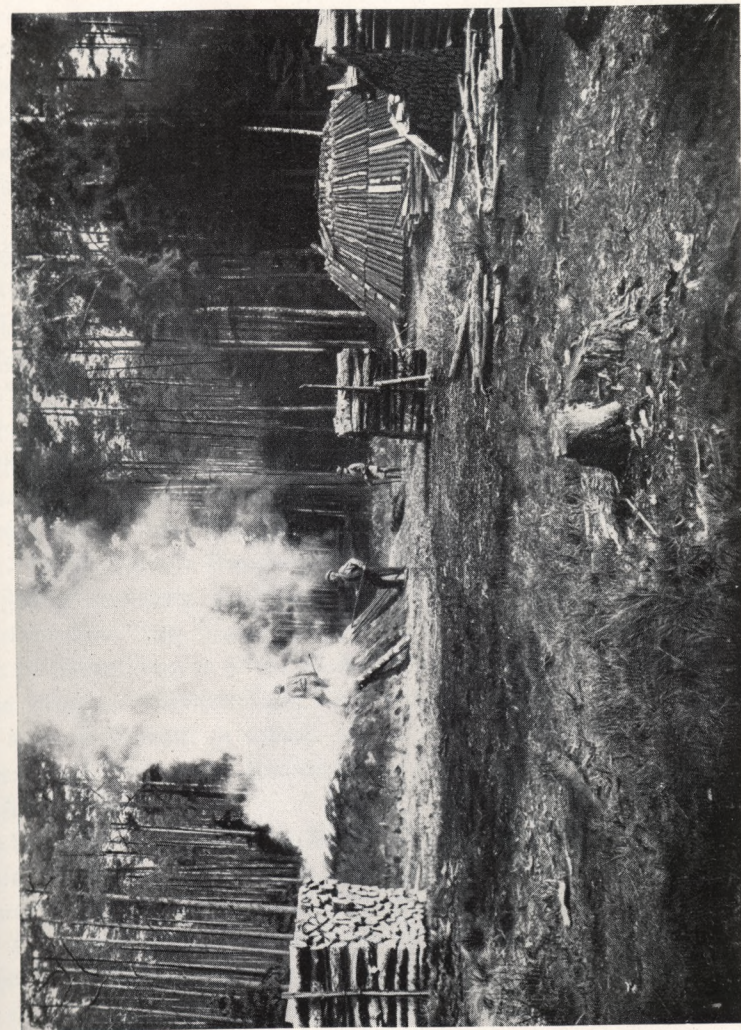
browka: „Da S. Königliche Majestät in diesem Monat nach Schlessen kommen und über die Regimenter Reue halten werden, so hat der Herr Oberförster Büttner dafür zu sorgen, daß auf den 28. dieses so viele Haselhühner als zusammen zu bringen möglich sind, in Breslau an die Königliche Hofküche abgeliefert werden, weil S. Majestät dieses Flügel-Wildbrett besonders gerne essen.“

Sehr viel Wild wurde auch zur Erb-Landes-Huldigung im Oktober 1786 nach Breslau zur „Hof-Küche“ geliefert. Am 8. Oktober sendet die Oberförsterei ein Wildkalb, zwei Rehböcke und vier Haselhähne an das Königliche Wohllobliche Forstamt Oppeln zum zweiten Transport nach Breslau. Am 9. Oktober kommen ein Hirsch von 10 Enden, zwei Rehböcke und vier Haselhühner zur Ablieferung. 1789 befindet sich Friedrich Wilhelm II. auf der Durchreise in Kreuzburg und bleibt dort über Nacht. Es werden gewünscht: ein Rehbock, einige Haselhühner und anderes Federwild. Dergleichen sollen 1789 nach Reisse geliefert werden: zwei Rehböcke, drei „Fröschlinge“ und Haselhühner soviel als deren aufzubringen. 1794 bleibt der König am 31. Mai in Namslau über Mittag und Abend. Dombrowka schickt: sechs Hasen, zwölf Enten (im Mai!) und einen Rehbock. 1794 gehen Wildsendungen nach Südpreußen zur Königlichen Küche, weil „dort nichts aufzutreiben ist“. Nach einem Rezept des Oberförsters Kossack in Krascheow wird das Wild eingesalzen und in Fässern dorthin verschickt. 1804 werden nach Breslau zur Hofküche gesandt: drei Spießer, zwei Commer-Fröschlinge und sechs Rehbühner. Auch die hohen Beamten erhielten Wild aus Dombrowka. 1791 wird Wild in das Hauptquartier des Königl. Preuß. Generallieutenants Erb-Prinzen zu Hohenlohe nach Namslau geschickt. Am 30. Juni 1796 kommt Wild an den Minister Grafen von Hoym nach Warschau zur Ablieferung.

1807 waren die Franzosen im Lande. Dombrowka erhält den Auftrag, Wild an den Hof des Prinzen Jerome Napoleon nach Breslau zu senden. Vom 29. Januar bis 6. Mai 1807 werden an die Küche des französischen Prinzen gesandt: fünf Spießer, ein Schmaltier, vier Rehböcke, ein Keiler und fünfzehn Hasen. 1808 wird der Oberförster aufgefordert, Wild an den Divisions-General Lorge zu liefern, „damit der Mangel an Wild für gedachten General nicht nur Unannehmlichkeiten veranlasse.“ 1810 erhält Generallieutenant und Gouverneur von Graverth in Breslau ein Stück Rotwild aus Dombrowka.

Die Jagdlust war sehr groß bei den Franzosen. Mit und ohne Erlaubnis wurde gejagt. Im November 1809 erhielt Oberförster Liebeneiner aus Breslau folgendes Schreiben: „Der französische Intendant Herr Anglés hat den Wunsch geäußert, noch vor seiner Abreise aus der hiesigen Provinz einer Jagd in den dortigen Forsten beizohnen zu dürfen, da er ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber ist.

Ich habe diesen Wunsch bewandter Umstände wegen um so weniger abgelehnt, als in



Lichtbild A. Jüttner / Natibor

Meier im Forst Natiborhammer

der jetzigen Jahreszeit ohnedies Jagden gemacht werden, um den etatsmäßigen Wildpret-Verkauf zu realisieren.

Wenn daher der Intendant Anglés in diesen Tagen in jene Gegend kommen wird und eine dergleichen Jagd mitzumachen wünscht, so wird der Königliche Oberförster Herr Liebeneiner die nötigen Anstalten treffen, daß gedachtem Herrn Intendanten dies Vergnügen verschafft wird.

Keine besonderen Kosten können bey dem jetzigen Zustande der Casen dadurch veranlaßt werden.

Breslau, den 7. November 1809

Bismark."

Daß die Franzosen auch gewildert haben, ist aus einem Briefe von 1810 zu ersehen, den von Kleist aus Breslau nach Dombrowka schrieb:

„Das während der Occupation von Schlesien von feindlichen Truppen geschehene gesegwidrige Jagden in der Schonzeit, hat die Wildddiebereien außerordentlich vermehrt und veranlaßt.“

Auch vor der Franzosenzeit wurde gewildert. Am 11. September 1784 fand in allen Dörfern und Kolonien „eine Visitation“ nach Jagdwaffen statt. Es wurden zehn Flinten und sieben Pistolen beschlagnahmt und auf dem Rentamt Rupp deponiert. Beim Hohen Ofen-Meister Straßel wurden drei, dem Former Grigar drei und dem Schenker Friedrich Pfabe in Kreuzburgerhütte eine Flinte gefunden. Sie weigerten sich aber, die Flinten abzuliefern. Auch der Lauenzinower Schulze zeigte sich bei der Haussuchung sehr renitent. Den Hüttenleuten geschah weiter nichts; es wurde aber befohlen, auf sie ein wachsames Auge zu haben. Nach dem unglücklichen Kriege waren es die vielen entlassenen Jäger und Revierburschen, die sich auf das Wildern verlegten. Es wurde befohlen, ihnen die Gewehre zu nehmen oder zu versiegeln. Der entlassene Oberförster Kniffchowsky des Grafen von Reichenbach in Bodland war ein ganz schlimmer gewerbsmäßiger Wilddieb.

Mit den Nachbarn in Dammer und Thule gab es oft Reibereien, da die Jäger dieser Herrschaften die Grenzen nicht achteten. Dagegen besaß Seine Durchlaucht der Herzog von Württemberg das Jagdfolgerecht. Sehr oft nahm er an den Jagden im Spezialforstamt Dombrowka teil, erschien mit seinen Jägern und ließ sein Jagdgerät.

Ein Jahrhundert ist dahin gegangen, und vieles ist anders geworden. Ein bescheidener Bestand von Reh- und Rotwild ist erhalten geblieben; Fuchs, Dachs und Baummarder sind noch nicht ausgestorben. Dagegen sind die Sauen gänzlich verschwunden, und das prächtige Haselwild ist seit Jahren nicht mehr beobachtet worden. Statt Jagdhorn und Büchsenknall schallt nur die Art des Holzschlägers durch die stillen Wälder.

Der bunte Fischer Eisvogel beim Fischen

Von J. Malkusch-Pilchowiz

Unsere oberschlesische Heimat weist Gebiete auf, die durch ihre natürlichen Vorzüge und Reize auf den Menschen, der in der Natur Ruhe, Erholung des Körpers oder Anregungen und Auffrischung des Geistes sucht, befriedigend einwirken. Eine solche reizvolle Gegend ist auch der See Nieborowigerhammer mit seinem mit Busch und Bäumen umrahmten Zuflüßchen Birawka, fern von allem Lärm des Tages, südlich von Gleiwitz und hart an der polnischen Grenze gelegen. Zwar ist seit vorigem Jahre ein kleiner Teil des Sees als Volksbad eingerichtet worden, das jeden Sonntag im Sommer bei günstigem Wetter von Tausenden von Menschen aus dem Industriegebiet besucht wird; aber der naturliebende Rittmeister Schröter hat Vorkehrungen getroffen, daß die jungfräuliche Natur des größten Seegebietsteiles durch das Volksbad keinen Schaden erleidet. Hier geben die artenreichen Pflanzengesellschaften, die verschiedenen Verlandungsstufen des Sees, das Wassertierleben manchem Naturfreund zum Beobachten und Studium reiche Anregung und Gelegenheit. Mir gelang es, hier unter anderem den bunten Fischer Eisvogel (*Alcedo ispida*) beim Fischen zu beobachten, worüber ich im folgenden berichte.

Viele haben den Eisvogel in der Natur noch nicht gesehen. Das liegt wohl daran, daß er sich nur an ruhigen fischreichen Flüssen, Bächen oder Teichen aufhält, daß er bei uns immer seltener wird und schlecht beobachtet werden kann. Seine Nahrung, die in kleinen Fischen und Wasserinsekten besteht, bindet ihn an jene Aufenthaltsorte. Wegen seines Fischraubens wird er von den Fischern und Fischteichbesitzern nicht immer gern gesehen. Unser Wohlwollen und unsere Aufmerksamkeit vermag aber der Vogel auf den ersten Blick zu gewinnen. Sein Kleid ist nämlich prächtig, daß man glaubt, der Eisvogel stamme aus tropischen Gebieten. Das metallisch schimmernde Blau des Rückens hebt sich scharf von dem silberglänzenden Mennigrot der Bauchseite ab. Kehle und Kinn sind weiß, die Füße und untere Schnabelwurzelhälfte ziegelrot. Der schwarze Schnabel ist im Verhältnis zum gedrungenen Körper lang, was im Nahrungserwerb begründet liegt. Wegen der Farbenpracht wird er auch der „Fliegende Smaragd“ genannt.

Gradlinig und schnell schießt der Eisvogel über dem Wasser dahin, so schnell, daß ihn der Jäger nach nur Sonntagskinder schauen dürfen. Ich aber stehe hinter einem Busch und beobachte ihn, wenn ich auch kein Sonntagskind bin. Vom Ufer her ragt ein langer Eichenzweig über dem Wasser. Auf diesem nimmt der Eisvogel Platz. Mit seinen roten Sitzfüßen, deren Hinterzehen sehr klein sind, umklammert er den Zweig. Seine kurzen Flügel, die er schnell bewegt, gestatten ihm keinen langen Flug. Jetzt sitzt er

unbeweglich wie ein mürrischer Gesell, als wenn er tief in Gedanken versunken wäre. Seine großen Augen schauen in das Wasser der Birawka, welche hier noch klar und fischreich ist, aber etwa 200 Meter weiter flussabwärts durch Abflussgewässer der Grube und Kokerei Knurów vollständig verunreinigt und dadurch toter Fluß wird. Worüber mag der „Smaragd“ sinnieren? Mit dem Fernglas bewaffnet, lasse ich ihn nicht aus dem Auge. Plumps fällt er wie ein Stein ins Wasser! Mit dem Kopfe voran, den Schnabel nach vorn gezogen, stürzt er sich in die Flut. Diese Keilform des Körpers erhöht die Schnelligkeit des Tauchens. Jetzt kommt er aus dem Wasser hervor, arbeitet mit den kurzen Flügeln wie ein Bootsmann mit den Rudern und kommt so schwimmend an den Uferstrand. In dem Schnabel hält er ein zappelndes Fischlein, das sich trotz seiner Glätte aus der Gefangenschaft nicht befreien kann. Der Schnabel scheint sehr scharfrandig zu sein. Der bunte Fischer ordnet sein Kleid. Er schüttelt die Wassertropfen vom Gefieder ab, das kaum vom Wasser benetzt ist. Es ist gut eingefettet. Ungeschickt hüpfet er am Ufer. Seine Sitzfüße machen ihn zum schlechten Hüpfen. Des Hüpfens überdrüssig, fliegt er mit der Beute auf seinen alten Sitz zurück. Jetzt schiebt er das scheinbar schon erstickte Fischlein im Schnabel mit einem Ruck zurecht und schon ist es in den weiten, nach oben gerichteten Schlund mit dem Kopfe zunächst hinabgeglitten. Fischer Eisvogel hat Erfahrung, daß das Verschlucken der Beute so am besten erfolgt und im umgekehrten Falle die Flossen Beschwerden bereiten. Er schüttelt und lüftet noch einmal das Gefieder und nimmt wie vorher die träumende Stellung ein, als wenn ihn die Umgebung nichts anginge, um sich zum neuen Stosstauchen vorzubereiten. Die Fischlein scheinen sich aber nicht zu zeigen; denn lange bleibt der Fischer ruhig auf seinem Platze sitzen. Bei seiner großen Freßgier kann er aber unmöglich schon satt sein! Jetzt stürzt er sich wieder ins Wasser — —, diesmal ohne Erfolg. Oder hat er nur einen Wasserkäfer gefangen, den ich nicht sehen kann? Er sitzt wieder auf seinem alten Platze. Wie blizender Edelstein glitzert das Gefieder! Ich muß an den bunten Fischer heran! Vielleicht bringe ich ihn auf die Platte. Langsam schleiche ich hinter dem Busch vorwärts. Aber o weh, der griesgrämige Geselle bemerkt mich. Schon wie sein entfernter Verwandter, der Ruckuck, fliegt er fort. Für die Störung in seinem Einsiedlerleben läßt er sein schrill pfeifendes „Tiit, tiit, tit, tit“ hören. Ich aber schaue ihm nach und seufze: schade, schade!

Trotzdem bin ich über dieses Erlebnis, daß man selten haben kann, erfreut und befriedigt. Zwar sieht man den Eisvogel wieder, aber näher beobachten kann man ihn nicht immer. Sein Gewölle habe ich auch gefunden, das meistens aus den verschlungenen Gräten und Knochen der Fische besteht und gleich dem der Raubvögel ausgespien wird. Mit den weichen Fischgräten polstert der ungesellige Fischer Eisvogel sein Nest aus, das er in Röhren der Uferwände baut. Seine Beute nützt er so restlos aus.

Wintergäste einer Eberesche

Von J. Malkusch-Pilchowitz

Vor meinen Fenstern steht eine 8 m hohe Eberesche mit einer schön gebildeten Krone in ovaler Form. Dieser Baum bereitet dem Beobachter manche Freuden. Im Frühling erfreuen die weißlichen Blüten, die sich in doldenartigen Ständen zusammendrängen und vom grünen Blattwerk wie Tellerflächen abheben. Im Spätsommer und Herbst leuchten ihm die roten Früchte von weitem entgegen und tragen zur Verschönerung der Heimatnatur bei. Im Winter aber, wenn die Schneedecke weite Fluren der Heimat wie mit einem Leichentuche verhüllt, bildet die Eberesche einen Sammelplatz der verschiedensten Vögel aus Heimat und Fremde.

Da sind zunächst die behägigen Gimpel zu erwähnen, die sich im Sommer in lichten Laubwäldern aufhalten. Im Winter begeben sie sich auf die Nahrungssuche und kommen auch in die Gärten und Anlagen. Die Männchen fallen durch das schmückende Rot der Brust und die tiefschwarze Kappe auf. Sie lenken durch einsilbige, lang gedehnte, sehr schöne, aber tief wehmütige Flötenpfeife die Aufmerksamkeit des Beobachters auf sich. Die Nähe des Beobachters stört die Gimpel wenig oder gar nicht. Ruhig und gleichgültig sitzen sie auf der Eberesche und langen ab und zu nach den rot leuchtenden „Beeren“. Sonst nährt sich der Dompfaff, wie man den Gimpel noch nennt, von Waldsämereien.

Gewöhnlich leistet den Gimpeln eine Schar Seidenschwänze Gesellschaft. Diese Ausländer kommen von Norden her, wo sie brüten. Der Winter veranlaßt sie zum Zuge auch in unsere oberschlesische Gegend. Wie Landstreicher streifen sie umher und suchen nach Nahrung. Ebereschenbeeren sind ihnen willkommen. Wo solche die Seidenschwänze erblicken, lassen sie sich zunächst auf die höheren Bäume der Umgebung nieder und melden ihre Anwesenheit durch das schwirrende „Tsrr Tsrr“. Erkennen kann man die zutraulichen Seidenschwänze leicht an ihrer Federhaube und den zarten Farben ihres Federkleides. Sobald sie auf der Eberesche Platz nehmen, recken sie ihre Hälse, blicken dann nach den Seiten und rupfen so hastig die Beeren, daß ein Teil auf den Boden fällt. Hier hummeln aber die Goldammer und die Haubenlerche. Letztere fliegt auf der Straße hin und her, sucht im Pferdekote und freut sich, wenn sie darin einige unverdaute Körnchen findet. Auch nach den abfallenden Beeren der Eberesche schnappt sie (wohl aus Hunger) und dankt mit einem freundlichen „Düdidriah“, während ihr aus dem Fichtengeäst des nahen Friedhofes Vogel Zimmermann, ein Specht, zuruft: „Glück Glück Glück.“

Ja Glück und Freude gewährt die Eberesche manchem Vogel, vor allem auch den

Drosseln. Die Wacholderdrossel (Krammetsvogel), die bei uns nicht brütet, belagert förmlich in Scharen im Spätherbst oder Winter die Eberesche. Diese Drosseln besitzen aber nicht die Ruhe der Gimpel. Mißtrauisch (vielleicht noch aus der Zeit des nun glücklich abgeschafften Dohnenstiegs) beobachten sie zunächst den reichgedeckten Ebereschentisch von einer hohen Birke. Mit ihrem „Tschä Tschä“ fliegen sie auf die Eberesche und zeigen dabei ihre weißen Flügelunterseiten.

Dieselbe Unruhe zeigt auch der Amselhahn, der die Eberesche oft besucht. Dieser schwarze Gefelle hat es immer eilig. Schnell und gewandt erscheint er auf dem Baum, vollführt mit dem Schwanz energisch zuckende Bewegungen nach aufwärts, pflückt dann einige Beeren und verabschiedet sich mit einem „Tix Tix Tix Tak Tak“ von der Gastgeberin wieder. Er verschwindet im Nachbargebüsch und wiederholt dort sein gellendes Warnungsgeschrei, so daß auch die niedliche Blaumeise, die listige Kohlmeise und die aschgraue, schwarzkäppige Sumpfschneise, die an den Ästen der Eberesche ihre Kletterstücke vollführen und ab und zu die Kerne der Beeren herauspicken, ordentlich erschrecken. „Cit Cit Cit“ piepen sie, als wenn sie mit derartigem Geschrei gar nicht zufrieden wären; nur die Sumpfschneise antwortet von der nahen Birke, wohin sie geflüchtet ist, neckisch: „Tix tia dä dä dett.“ Und ein ausländischer Rabenvogel, der tropfenartig gefleckte Tannenhäher, der im Winter aus Sibirien kommt und durch unsere Gegend streicht, ist gerade mit dem Aufknacken einer harten Frucht, scheinbar Haselnuß, beschäftigt. Das Schreien des Amselhahnes hat ihn so aufgeregt, daß er die Nuß fallen läßt und laut kreischt: „Hört Hört Hört!“

Buntes und reges Vogelleben spielt sich im Winter auf der Eberesche und in ihrer Umgebung täglich ab, solange Beeren vorhanden sind. Sobald aber der Tisch abgedeckt ist, kommen die Wintergäste eine Zeitlang noch zur Eberesche, klagen und bitten dann auf ihre Weise. Der Vogelfreund deutet diese Bitte:

„Pflanzt mehr Ebereschen an Straßen, Wegen und ähnlichen Orten!“

Lehrgang in Naturdenkmalpflege, Naturschutz und Landschaftspflege

in Gleiwitz vom 14. bis 16. November 1929

Veranstaltet von der Provinzialstelle für Naturdenkmalpflege in der Provinz Oberschlesien

Der Lehrgang hatte den Zweck, Kreiskommissare und Vertrauensmänner für die einzelnen Kreise der Provinz heranzubilden, und sollte in die praktische Arbeit der Naturdenkmalpflege, des Naturschutzes und der Landschaftspflege einführen.

Donnerstag, den 14. November, nachmittags 16 Uhr eröffnete der Provinzialkommissar für Naturdenkmalpflege, Professor Eisenreich, Gleiwitz, den Lehrgang im Namen der Provinzialverwaltung, der Provinzialstelle für Naturdenkmalpflege und des Oberschlesischen Bundes für Heimatschutz. Er erinnerte an die landwirtschaftliche Ausstellung, die im Jahr 1920 während der Abstimmungskämpfe in Gleiwitz stattgefunden hatte. Dort habe eine besondere Ausstellung „Landschaftspflege“ des damaligen ober-schlesischen Landschaftskomitees große Beachtung gefunden. Durch die Grenzziehung sei leider eine Unterbrechung der Tätigkeit in der Naturdenkmalpflege und Landschaftspflege eingetreten, bis nach Begründung der ober-schlesischen Provinzialstelle für Naturdenkmalpflege durch die Ratiborer Naturschutztagung und Naturschutzausstellung im Sommer 1928 die große Öffentlichkeit aufmerksam geworden sei. Dank der Bemühungen des Landeshauptmanns und des Oberpräsidenten, sowie des Provinzialschulkollegiums in Oppeln sei es gelungen, Professor Eisenreich von seiner Tätigkeit als Studienrat frei zu machen und ihn in der Naturdenkmalpflege hauptamtlich zu beschäftigen. Der diesjährige Lehrgang nun solle einen Schritt weiter gehen und der Heranbildung von Kreiskommissaren und Vertrauensmännern dienen. Professor Eisenreich machte dann Angaben über das Schrifttum, das der Einführung in die Naturdenkmalpflege und den Naturschutz diene, und verwies besonders auf die drei Sonderhefte des Oberschlesiers, Juni 1927 „Natur und Landschaft in Oberschlesien“, August 1928 „Naturkundliche Arbeit in Oberschlesien“, August 1929 „Naturkundliche Bausteine aus Oberschlesien“, ferner auf den diesjährigen Lagebericht und auf die in diesen Tagen erschienene Postkartenreihe „Geschützte Tiere“.

Der erste Tag galt der Beschäftigung mit der Vogelwelt und ihrem Schutz. Als Vortragende waren drei in der ober-schlesischen Vogelkunde und im ober-schlesischen Vogelschutz führende Herren gewonnen. Zuerst hielt Major E. Drescher, Beuthen O/S., Erster Vorsitzender des Vereins Schlesischer Ornithologen, einen Vortrag „Über die Einrichtung von Vogelschutzgehölzen“. Darauf sprach Studienrat Dr. Brinkmann, Ratibor, Vorsitzender des Verbandes ober-schlesischer Tierschutzvereine, „Über Wissenschaft und Tierschutz“ und erwähnte besonders auch die im Sommer dieses Jahres veranstaltete gut gelungene Storchzählung. In dem Vortrage des Polizeimajor Jitschin, Oppeln, „Über Polizei und Vogelschutz“ wurden Erfahrungen der Polizei und des Tierschutzvereins Hindenburg und praktische Anweisungen mitgeteilt. Einen schönen Abschluß fanden die Darbietungen des ersten Tages durch die Vorführung des schönen Vogelfilms „Im Tierparadies des Donaudektas“.

Freitag, den 15. November, wurde die Sitzung mit der Begrüßung des Direktors der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege, Professor Dr. Schoenichen-Berlin-Schöneberg, und des Regierungs- und Baurats Reck aus Oppeln eröffnet. Herr Reck überbrachte dem Lehrgang die Grüße und besten Wünsche des Herrn Oberpräsidenten. Dann sprach Professor Dr. Schoe-

nichen „Über Einrichtung von Naturschutzgebieten“. Er erwähnte dabei, daß der Schutz der Vögel vereinheitlicht würde, indem alle Vögel an sich unter Schutz gestellt und die jagdbaren besonders bezeichnet werden sollen. Auch solle eine neue Liste der geschützten Pflanzen aufgestellt werden unter dem Gesichtspunkt, daß besonders die noch häufiger vorkommenden Kräuter zu schützen seien; die Bäume fielen sowieso unter das Gesetz zum Schutze des Reissigs. An zweiter Stelle sprach Regierungs- und Baurat Reck „Über die gesetzlichen Bestimmungen in Naturdenkmalpflege usw.“

Der letzte Vortrag des Vormittags, von Professor Eisenreich, handelte von den in Oberschlesien einzurichtenden Naturschutzgebieten. Bei dem Antrage auf Unterschutzstellung eines Geländes müssen genaue Angaben über die Lage (nach Meßtischblatt) und über die Besitzverhältnisse gemacht werden, und es sei eine genaue Begründung über den wissenschaftlichen bzw. landschaftlichen Wert beizufügen. Musterhaft seien die Angaben des Herrn Oberförster von Monkewig, Stubendorf, über das Jagen 42 bei Larischka und die Angaben des Herrn Nowotny, Beuthen O/S., über zu begründende Insektenschutzgebiete auf Moorgelände bei Brynnel, Keltisch, Latischau und Elawengisch. Über die zu begründenden Naturschutzgebiete siehe Lagebericht über Naturdenkmalpflege, Naturschutz und Landschaftspflege, herausgegeben von Professor Eisenreich, Provinzialkommissar für Naturdenkmalpflege in Oberschlesien, Gleiwitz, 1929!

Nach der Mittagpause wurde die Ausstellung der Vogelfanggeräte, die Polizeimajor Jitschin im Gleiwitzer Polizeipräsidium untergebracht hatte, besichtigt. Es handelte sich hierbei um die Gegenstände, wie sie in der Ratiborer Ausstellung des vorigen Jahres zu sehen waren. Dann wurde die eigens für den Lehrgang eingerichtete Ausstellung der Literatur der ober-schlesischen Pflanzen-, Tier- und Landschaftskunde in der Stadtbücherei Gleiwitz am Wilhelmplatz durch Herrn Büchereidirektor Dr. Hofmann vorgeführt.

Die Vorträge des Nachmittags wurden durch eine kurze Darlegung von Professor Eisenreich über den „Schutz der Pflanzen“ eröffnet. Gerade die noch häufigeren Frühlingspflanzen seien zu schützen. Zu einem erfolgreichen Schutz der Pflanzen sei eine Beaufsichtigung des Marktes, des Straßenhandels, der Blumenläden notwendig, wie das in Gleiwitz geschehe, so seit einigen Jahren der Kommissar und die Städtische Polizei Hand in Hand arbeiteten. Eine wichtige Aufgabe der Kommissare und Vertrauensmänner sei es, zusammen mit der Polizei die Märkte zu revidieren. Es folgte ein längerer Vortrag des Herrn Oberforstmeisters von Braunmühl, Oppeln, über „Naturschutz und Wald“ und des Herrn Regierungsbaurats und Oberfischmeisters Krause, Oppeln, über „Naturschutz und Wasserwirtschaft“. Zuletzt sprach Herr Mittelschullehrer Kosiak, Mikulschütz, über Naturschutz und Wissenschaft.

Die Darbietungen des zweiten Tages wurden dann am Abend durch einen Lichtbildervortrag des Herrn Professor Dr. Schoenichen „Über den Umgang mit Mutter Grün“ beendet.

Sonnabend, den 16. November, sprach Herr Landrat Dr. Urbanek, Beuthen, über „Grünanlagen im Industriebezirk“. Herr Urbanek beschränkte sich, ohne auf die Verwüstungen durch die Industrie und auf die schönen im Industriegebiet noch vorhandenen Waldungen einzugehen, auf die genaue Beschreibung der Parkanlagen von Gleiwitz, Hindenburg und Beuthen. Er gab eingehende Erläuterungen über die für die einzelnen Anlagen geeigneten Bäume.

Darauf machte Professor Eisenreich einige kürzere Ausführungen über die geologischen Denkwürdigkeiten. Er verlangte den Schutz der Fossilien oder Findlinge. Diese sollen an Ort und Stelle bleiben und nicht zu Kunstdenkmälern verarbeitet werden. — Ein einziges Naturschutzgebiet auch in geologischer Hinsicht sei der Chelm.

Der 3. Vortrag des Vormittags, von Herrn stud. praehist. Heinrich K u r z, Beuthen, handelte von der „Urlandschaft Oberschlesiens“. Seine durch Lichtbilder erläuterten Ausführungen gaben ein Bild früherer Zeiten und erwiesen die Beziehungen der Ur- und Frühgeschichte zur Naturdenkmalpflege.

Wegen des ungünstigen Wetters konnte leider die Fahrt durch die Baumbestände und Grünflächen des Industriebezirks nicht stattfinden. Dagegen wurde dem Gleiwitzer Stadtpark unter Führung von Gartendirektor K i e d e l, Gleiwitz, und Landrat Dr. U r b a n e k ein Besuch abgestattet; er endete mit der Besichtigung des Palmenhauses und des großangelegten Aquariums.

Am Nachmittag hielt Regierungs- und Baurat N i e m e y e r, Oppeln, vom Landesplanungsverein Oberschlesien, den Vortrag „Naturschutz und Landesplanung“. In klarer Weise wurde auf die Forderungen der Technik und des Naturschutzes eingegangen und gezeigt, wie eine Ausöhnung von Naturschutz und Technik erfolgreich durchzuführen sei.

Zuletzt gab Schriftsteller H a y d u k in seinem Vortrag über „Naturschutz und Presse“ praktische Anweisungen über den Verkehr mit der Presse.

Der Provinzialkommissar für Naturdenkmalpflege, Professor E i s e n r e i c h, dankte zum Schluß allen, die am Zustandekommen des Lehrganges wirksam gewesen waren, während Rektor K y s i a, Beuthen O/S., dem Veranstalter des Lehrganges, Professor Eisenreich, für seine Bemühungen den Dank der Anwesenden aussprach.

Der Besuch des Lehrganges war recht zufriedenstellend. Die meisten Kreise Oberschlesiens hatten Delegierte geschickt, wobei besonders die Kreise Neustadt, Beuthen Stadt und Beuthen-Larnowitz hervorzuheben sind. Außerdem waren aber auch Polizeibeamte der staatlichen und kommunalen Polizei, Forstleute, Gartenarchitekten und Lehrer sämtlicher Schulgattungen erschienen. Der Zweck des Lehrganges, Heranbildung von Kreiscommissaren und Vertrauensmännern, dürfte erreicht sein, und es kommt nun jetzt darauf an, eine Organisation in den einzelnen Kreisen in die Wege zu leiten.

Eisenreich.

Die gesetzlichen Bestimmungen über Naturdenkmalpflege, Naturschutz und Landschaftspflege

Von Regierungs- und Baurat Reck, Oppeln.

Der Naturschutz umfaßt den Schutz von Tieren und Pflanzen, die Erhaltung der Bodenbeschaffenheit, der Bodengestaltungen und auch den Schutz des Landschaftsbildes. Die Begriffe Naturdenkmal und Naturschutzgebiet sind uns bekannt. Man kann sagen, daß Naturdenkmale in ihrer Art bestimmte Gebilde der Natur sind, deren Erhaltung wegen ihrer wissenschaftlichen oder unterrichtlichen Bedeutung, ihres geschichtlichen Wertes, ihrer besonderen Schönheit oder Eigenart im öffentlichen Interesse liegt. Naturschutzgebiete andererseits sind bestimmt begrenzte Bezirke, in denen die ganze Natur oder ein Teil dieser aus wissenschaftlichen, unterrichtlichen oder landschaftlichen Gründen durch behördliche Anordnung geschützt wird. Beim Naturdenkmal und dem Naturschutzgebiet ist das öffentliche Interesse stark beteiligt, so daß hier der Gegensatz zwischen dem Wohl der Allgemeinheit und den eigentumsrechtlichen Interessen des einzelnen hervortreten kann. Es entsteht daher die Frage, wie die bestehende Gesetzgebung den Schutz der Natur behandelt und mit welchen gesetzlichen Bestimmungen er erreicht wird bzw. erreicht werden soll.



Buchen auf den Höhen bei Zembowitz O/S.
(Beiß Herzog von Ratibor)

Lichtbild A. Jüttner/Ratibor
vom Jahre 1913

Die Reichsverfassung gedenkt in Artikel 150 des Naturschutzes und fordert in Artikel 153 von dem Eigentum, daß sein Gebrauch zugleich Dienst für das gemeine Beste sein soll. Beide Artikel geben von sich aus keine Grundlage zu Maßnahmen der Behörden, vielmehr kann eine Beschränkung des Eigentums nur durch besondere Reichs- und Landesgesetze ausgesprochen werden. Die gesetzlichen Beschränkungen des Eigentums nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch sind für den Naturschutz ohne besondere Bedeutung. Auch die Bestimmungen des Strafgesetzbuches bleiben gleichfalls von untergeordneter Bedeutung. Brauchbarer ist schon das Reichsvogelschutzgesetz vom 30. Mai 1908. Aber auch dieses Gesetz ist entsprechend der internationalen Übereinkunft zum Schutze der für die Landwirtschaft nützlichen Vögel auf den Gesichtspunkt der Nützlichkeit oder Schädlichkeit der Vögel eingestellt. Unter den auf einer Liste aufgeführten schädlichen Vögel sind manche aufgeführt, die von unserem Standpunkte aus schutzbedürftig sind. Auch findet das Gesetz keine Anwendung auf die nach Landesrecht jagdbaren Vögel und auf die im Privateigentum befindlichen Vögel.

Die Preussische Landesgesetzgebung gibt dem Naturschutz gewisse Handhaben im Enteignungsgesetz vom 11. Juli 1874, ferner im Jagdgesetz vom 15. Juli 1907 und im Fischereigesetz vom 11. Mai 1916. Der Naturschutz profitiert aber von diesen Gesetzen nur zufällig und mittelbar. Von größerem Wert ist dagegen das Gesetz zur Erhaltung des Baumbestandes und der Erhaltung und Freigabe der Uferwege im Interesse der Volksgesundheit vom 29. Juli 1922. Die betreffenden Baumbestände, Rasenflächen und Uferwege werden gemäß Bestimmung des Provinzialausschusses in ein Verzeichnis aufgenommen. Dieses ist z. B. auch für Oberschlesien an verschiedenen Stellen in Stadt und Land geschehen. Anträge sind durch den Regierungspräsidenten einzureichen, der sie dem Provinzialausschuß vorlegt und über die Aufnahme und den Schutz des Baumbestandes bzw. Uferwege beschließen läßt. Eine Mitwirkung der Stellen für Naturdenkmalpflege ist vorgesehen. Genannt sollen noch werden das Wohnungsgesetz vom 28. März 1918, das Bodenverbesserungsgenossenschaftsgesetz vom 9. Mai 1920 und das Gesetz über die Umlegung von Grundstücken (Umlegungsordnung) vom 21. September 1920, das im § 13 vorsieht, geeignete Landstücke der Gemeinden und Private im Interesse des Naturschutzes ausweisen zu lassen. Auf Grund dieser letzteren Verordnung sind für Oberschlesien mehrere Vogelschutzgehölze geschaffen worden, z. B. im Kreise Leobschütz in 4 Ortschaften, im Kreise Ratibor gleichfalls in 4 Ortschaften und im Kreise Neustadt in einer Ortschaft.

Eine mehr oder weniger bewußte Pflege des Naturschutzgedankens findet sich in den Verunstaltungsgesetzen, dem Preussischen Ausgrabungsgesetz und endlich dem § 30 des Feld- und Forstpolizeigesetzes. Das Gesetz gegen Verunstaltungen landschaftlich hervorragender Gegenden vom 2. Juli 1902 gibt der Landespolizeibehörde die Befugnis, zur Verhinderung der Verunstaltung landschaftlich hervorragender Gegenden Reklameschilder und sonstige Aufschriften und Abbildungen, die das Landschaftsbild verunzieren, außerhalb der geschlossenen Ortschaft zu verbieten. Das Gesetz gegen die Verunstaltung von Ortschaften und landschaftlich hervorragender Gegenden vom 15. Juli 1907 ordnet an, daß die baupolizeiliche Genehmigung zur Ausführung von Bauten und baulichen Änderungen versagt werden kann, wenn dadurch das Landschaftsbild gröblich verunstaltet wird und dies durch die Wahl eines anderen Bauplatzes oder Verwendung anderer Baumaterials vermieden werden kann. Diese Gesetze sind zwar für den Naturschutz von einigem Wert, bedürfen aber dringend der Vervollkommenung, zumal seine Handhabung durch die zweifelhaften Begriffe der landschaftlich hervorragenden Gegend und der gröblichen Verunstaltung schwerfällig ist. Das Ausgrabungsgesetz vom 26. März 1915 mit Ausführungsbestimmungen

vom 30. Juli 1920 betrifft u. a. auch Gegenstände, die für die Urgeschichte der Tier- oder Pflanzenwelt von Bedeutung sind. Es unterscheidet zwischen Grabungen und zufälligen Funden und sucht den Schutz der entdeckten Gegenstände zu erreichen.

Die bedeutsamste Broschüre ist für Preußen z. Bt. der § 30 des Feld- und Forstpolizeigesetzes in der Fassung vom 21. Januar 1926, nebst Ausführungsanweisung vom 5. Mai 1926. Für die praktische Ausführung bleibt aber von besonderer Bedeutung die Ausführungsanweisung der ersten Fassung des Gesetzes vom 20. Dezember 1920. Der § 30 des FFG bestimmt:

Die zuständigen Minister und nachgeordneten Polizeibehörden können Anordnungen zum Schutz von Tierarten, von Pflanzen und von Naturschutzgebieten, sowie zur Vernichtung schädlicher Tiere und Pflanzen erlassen, und zwar auch für den Meeresstrand und das Küstenmeer. Die Übertretung dieser Anordnungen wird mit Geldstrafe bis zu 150 M oder mit Haft bestraft. Ich will mich als Nichtjurist nicht weiter mit der juristischen Auslegung dieses § beschäftigen, auch nicht darüber, in welcher Weise mit den so zu erlassenden Polizeiverordnungen die Vorschriften des Landesverwaltungsgesetzes und des Preussischen Polizeiverwaltungsgesetzes verbunden bleiben. Auch die Zuständigkeitsgrenzen für die Befugnis der Anordnungen der einzelnen Verwaltungsorgane mögen hier unerörtert bleiben. Allgemein sei vielmehr gesagt: Der Inhalt der Polizeiverordnungen beschäftigt sich einmal mit dem Schutze von Tieren und Pflanzen, sodann läßt er sich die Schaffung von Naturschutzgebieten angelegen sein. Die Praxis für die Schaffung eines Naturschutzgebietes ist so, daß man zunächst die Einwilligung des Eigentümers zu der beabsichtigten Maßnahme einholt und das Gebiet dann nach Erledigung der katasteramtlichen Vorlagen seitens der zuständigen Minister für Wissenschaft und Landwirtschaft zum Naturschutzgebiet erklären läßt, woran sich der Erlass von besonderen Schutzvorschriften knüpfen kann. Es erhebt sich hierbei die besondere Frage, ob ein solcher Eingriff in das Recht des Eigentümers eine Entschädigung verlangt. Eine solche Entschädigungspflicht dürfte sich m. E. aber nur auf den Nachweis eines entstandenen positiven Schadens erstrecken, nicht aber auf einen entgangenen Gewinn.

Auf Grund seiner Bestimmung haben die Minister für Wissenschaft usw. und für Landwirtschaft bereits eine Reihe von Polizeiverordnungen erlassen, die für das gesamte Staatsgebiet, also auch für Oberschlesien Geltung haben. Zunächst sei diejenige vom 30. Mai 1921 genannt. (Anm. des Herausgebers: Diese Verordnung ist durch die Tier- und Pflanzenschutzverordnung vom 16. Dez. 1929 überholt.) Sie enthält in zwei Anlagen eine Liste der über das Vogelschutzgesetz und die Jagdgesetze hinaus geschützten Tiere und geschützten wild wachsenden Pflanzen. Es folgen weitere Verordnungen über Änderung des Pfahleisenverbotes, des Schutzes der Raubvögel, der Großtrappe, des Haselwildes, des Verbotes betreffend Abbrennen von verdorrtem Gras u. a. m. Es seien anschließend noch genannt die Ministerialverordnung, die das Verfahren der Befreiungen von den Bestimmungen des Reichsvogelschutzgesetzes und der Ministerialverordnung vom 30. Mai 1921 regelt. (18. 9. 1928). Ferner die Verfügung des Ministers des Innern vom 2. 5. 1924, die sich mit der Frage beschäftigt, ob und inwieweit Schutzpolizeikräfte im Interesse des Forst- und Naturschutzes Verwendung finden können. Der Minister hält die Verwendung für unbedenklich und ist bereit, die dadurch entstehenden Kosten als Verwaltungskosten der Schutzpolizei zu verausgaben. Ein Erlass des Ministers für Volkswohlfahrt vom 25. 7. 1924 weist auf die Notwendigkeit der Belehrung jugendlicher Wanderguppen über Feueranlagen beim Abkochen in Feld und Wald hin, und ein Erlass des Ministers für Wissenschaft vom 3. 9. 1925 hält die Lehrerschaft an, die Jugend im Sinne des Natur- und Heimatschutzes aufzuklären und auf die Schonung der Natur auf Schulausflügen hinzuwirken. Weiterhin sind nun von Oberpräsidenten,

Regierungspräsidenten und Landräten noch besondere Verordnungen örtlicher Art ergangen, deren Aufzählung hier zu weit führen würde. Hier in Oberschlesien hat der Regierungspräsident durch Polizeiverordnung vom 17. 1. 1927 eine Reihe von Pflanzenarten (11 Stück) innerhalb des Regierungsbezirks geschützt und daneben durch Verordnung vom 24. 11. 1928 noch besonders das wildwachsende Schneeglöckchen und das Maiglöckchen, ferner mit Verordnung vom 26. 3. 1928 die Weidenkäschen unter Schutz gestellt. (Anm. des Herausgebers: An Stelle dieser Verordnungen des Regierungspräsidenten treten die ministerielle Pflanzen- und Tierschutzverordnung vom 16. Dez. 1929 und die ministerielle Schmutkreisverordnung vom 20. Okt. 1929.) Es sind ferner die Arbeiten zur Schaffung mehrerer Naturschutzgebiete in Oberschlesien im vollen Gange, und wir hoffen bis Frühjahr 1930 die Erklärung von 3 Schutzgebieten durchgebracht zu haben.

Ich möchte mir erlauben, noch kurz einiges aus der Ausführungsanweisung vom 20. Dezember 1920 betreffend § 30 des FFG hier vorzutragen, da es für die praktische Arbeit im Interesse des Naturschutzes für Behörden, Vertrauensmänner und Private wichtig ist. Es heißt unter Abschnitt A. u. a.:

Die bisherige Beschränkung des Schutzes auf nützliche Tiere und Pflanzen ist aufgegeben. Nicht nur, weil die Anschauungen über Nützlichkeit und Schädlichkeit besonders bei den Tieren sehr schwankend sind, vielmehr ist auch Zweck der neuen Bestimmungen, über den Schutz rein wirtschaftlicher Interessen hinaus die heimische Tier- und Pflanzenwelt namentlich in ihren vom Aussterben bedrohten oder sonst bemerkenswerten Erscheinungen zu schützen und damit die Heimat vor weiterer Verarmung an ideellen Werten zu bewahren.

Ferner: Naturschutzgebiete sind bestimmt begrenzte Gebiete, die durch Bekanntmachung der zuständigen Minister im Regierungs- und Amtsblatt als solche bezeichnet worden sind. Die Bestimmung der Naturdenkmäler erfolgt in gleicher Weise.

Unter B. heißt es u. a.:

Ein wirksamer Naturschutz wird nur dann durchzuführen sein, wenn er von der verständnisvollen Mitarbeit der Bevölkerung getragen wird.

Ferner: Es darf nicht durch engherzige Verbote Kleinliches oder übereiliges Vorgehen die Freude an der Natur verkümmern und damit auch die Wirkung der Schutzbestimmungen in Frage gestellt werden. Ebenso wird auch die gebotene Rücksicht auf die vorhandenen Notstände es zur Pflicht machen, die Eingriffe in wirtschaftlicher Hinsicht so schonend wie möglich zu gestalten. Sodann: Der Erlass der Schutzanordnungen setzt besonderes Sachverständnis voraus. Es wird daher die Anregung in erster Reihe den sachverständigen Organen des Naturschutzes vorzubehalten sein, die in der Staatlichen und den Provinzialstellen für Naturdenkmalpflege gegeben sind. Wichtig ist folgendes: Die Regierungspräsidenten haben über die in ihren Bezirken geschützten Naturgegenstände ein Verzeichnis anzulegen und fortlaufend zu führen, das die Lage, den Eigentümer und gegebenenfalls die Anordnung enthalten muß.

Und schließlich: Soweit zur Wahrung des Naturschutzes ein Betreten fremder Grundstücke durch Sachverständige erforderlich wird, sind sowohl die Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege, wie die Regierungspräsidenten ermächtigt, hierfür widerrufliche Ausweise auszustellen; die Regierungspräsidenten können diese Befugnis auch nachgeordneten Behörden übertragen. Von der Erteilung, Verlängerung, Versagung oder dem Widerruf eines Ausweises hat jede hierzu ermächtigte Stelle der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege Mitteilung zu machen.

Wir sehen also, daß sehr wichtige Gesichtspunkte nicht im Gesetz selbst, sondern in der Ausführungsanweisung enthalten sind, und wir werden infolgedessen oft vor die Frage gestellt sein, ob

die eine oder andere Vorschrift, weil sie nur in der Ausführungsanweisung steht, rechtsgültig ist. Das bisher in den preussischen Gesetzen Erreichte muß daher als nicht ganz befriedigend bezeichnet werden. Die klare gesetzliche Regelung des Naturschutzes ist aber sicherlich Aufgabe und Pflicht des Staates. Die Natur ist mehr denn je durch die Entwicklung des Verkehrs und der Wirtschaft, durch Unverstand und Materialismus bedroht. Dabei stehen unersehbare Güter in Frage, die allen Teilen der Bevölkerung Lebensbedürfnis und Quelle seelischer und körperlicher Erneuerung sind. Es geht daher nicht an, daß der Naturschutz in der Gesetzgebung weiterhin eine so unbedeutende Rolle spielt oder in dem so wichtigen § 30 des FFG. eine so unvollkommene Regelung findet. Es muß daher die Forderung eines Naturschutz- und Denkmalsgesetzes erhoben werden, für welches durch Aufklärung und Belehrung der Bevölkerung der Boden vorzubereiten wäre.

Naturschutz und Wald. Leitsätze

Von Oberforstmeister i. R. von Braunnmühl

Guter Waldbau ist Naturschutz; denn waldbaulich Richtiges ist naturgemäß, waldbaulich Falsches naturwidrig; die Tätigkeit des Forstmannes ist Dienst an der Natur. Der Wald mit allen seinen Gliedern in ihren gegenseitigen Wechselbeziehungen, von der Wurzelspitze bis zum höchsten Wipfeltrieb, mit all den niederen Pflanzen und Tieren, mit der Luft zwischen Boden und Kronen, ist ein zusammengefügtes, gegenseitig abhängiges Lebewesen höherer Ordnung; die naturwidrige Behandlung auch nur eines einzigen Teiles muß die Störung des ganzen Organismus zur Folge haben.

Der Wald ist für unsere Heimat nötig und unerseßlich. Deutschland erzeugt zur Zeit nur $\frac{2}{3}$ seines Holzbedarfes; $\frac{1}{3}$ wird aus dem Ausland bezogen, das Geld dafür wird der Volkswirtschaft entzogen. Also ist Schutz des Waldes und Erhöhung seiner Leistungsfähigkeit zugleich Natur- und Heimatschutz. Das erste Gebot ist Erhaltung der Waldfläche. Keine Kahlschläge ohne Wiederaufforstung, keine Umwandlung absoluten Waldbodens zu schlechtem Ackerland, am wenigsten bei Siedlungen!

So weit möglich Aufforstung von Ödländereien! Sie waren bestimmt früher Wald. Der Staat stellt Mittel zur Verfügung, die Landwirtschaftskammern helfen mit Rat und Tat.

Erhaltung von Waldungen bei Großstädten und Industriegebieten! Das Bestehende nutzbar zu machen ist sicherer und billiger als Neuanlagen.

Grundlage für jedes Waldgedeihen ist die Bodenpflege. Zu vermeiden sind Waldweide und Entzug der Waldstreu. Die Waldweide vernichtet jede natürliche Nachzucht, bietet aber nur kümmerliche Ernährung des Viehs. Ohne Düngung keine Ernte. Der Wald verlangt nur Erhaltung der natürlichen Nährstoffe; ihr Entzug muß waldderverbend wirken.

Nicht „Zurück zur Natur“, sondern „Engster Anschluß an die Natur“ muß der Wahlspruch des Forstmannes sein. Vermeidung unnötiger Kahlschläge, Belassung landschaftlich schöner Gruppen und Einzelstämme, Aufforstung unter Berücksichtigung der Landschaft, Schaffung von Mischwaldungen, schnellste Wiederbedeckung des entblößten Bodens, Erhaltung vorhandener Laubhölzer, Schutz den jungen Birken, Eichen, Buchen, Linden, Anbau von Erlen und Eschen längs der Waldbäche. Aber auch Belassung kleiner Waldwiesen, Moorflächen, Leiche.

Unlichste Vermeidung Schroffer Eingriffe in das Landschaftsbild, Belassung und Pflege von Aussichtspunkten. Der Wirtschaftswald kann nicht unberührt aussehen, soll aber trotzdem überall den Eindruck des natürlichen Waldes machen.

Vor allem Schutz und Pflege den Waldrändern, Anlage von Strauchwerk, von Nistgelegenheiten für die Kleinvogelwelt.

Vorsicht mit dem Anbau fremder Holzarten; nur Bewährtes anpflanzen. Um so mehr Verwendung nur standorts- und klimagerechten Samens der einheimischen Holzarten.

Wissenschaft und Tierschutz. Leitsätze

Von Dr. Brinkmann

1. Eine naturwissenschaftliche Begründung des Tierschutzes gewährleistet die Objektivität der praktischen Tierschutzmaßnahmen und tritt den nur gefühlsmäßig erfaßten Überspannungen entgegen.

2. Die biologische Soziologie ordnet Menschen und Tier ein in den Schöpfungsplan, weist dem Menschen die gerechtfertigte Stellung zum Tier zu und deckt die Bedeutung der einzelnen Tierart für das Naturganze und für das heimische Faunabild auf. Dadurch werden die Verbindungsfäden des Menschen mit der Natur enger gezogen, insbesondere wird die Wissenschaft der achtunggebietende Verteidiger des Rechts der Tiere vor einseitiger Ausbeutung.

3. Sammler und Wissenschaftler bedürfen der wissenschaftlichen Selbstkontrolle, um nicht durch unbegrenztes Sammeln und durch die sich häufenden Expeditionsreisen für Museen und andere wissenschaftliche Institute den Bestand von Tierarten zu gefährden. Die wissenschaftliche Erkenntnis auch der Tierpsyche schützt das Tier vor Rohheiten des Tierfanges und des Tiertransportes.

4. Durch wissenschaftliche Aufklärung weiterer Volkskreise, z. B. der Jäger und der Jugend, durch Wissenschaftler und Kenner der Natur wird das Tier wirkungsvoll geschützt gegen Gedankenlosigkeit und übles Wollen. Der Tierschützer muß daher in Verbindung mit Volk, Schule und Wissenschaft stehen. Bestandsaufnahmen gefährdeter Tiere und tierschützerische Untersuchungen, z. B. über den wirtschaftlichen Nutzen bestimmter Vogelarten, geben die besten Unterlagen für die Verarbeitung des praktischen Tierschutzes.

Polizei und Vogelschutz. Leitsätze

Von Polizeioberstleutnant Jitschin

1. Was muß die Polizei tun?

Von amtswegen muß sie die Einhaltung der Bestimmungen des Vogelschutzgesetzes, des Feld- und Forstpolizeigesetzes, des Reichsstrafgesetzbuches und der Gewerbeordnung überwachen.

Vogelhändler:

Handel ist nicht verboten, aber beschränkt. Einheimische Vögel dürfen vom 1. 4.—30. 9. nicht gehandelt werden. Der Handel auf den Märkten ist das ganze Jahr verboten.

Vogelhändler müssen ihr Gewerbe bei der Polizei anmelden. Die Polizei hat das Recht der Kontrolle.

Der Fang einheimischer Vögel ist das ganze Jahr verboten. Wo hat der Vogelhändler die Vögel her? Aus dem Auslande? Transport ist verboten.

Der Händler, der einheimische Vögel handelt, kann die Vögel nur von Vogelstellern erworben haben. Das Gesetz hat Lücken. Der Handel kann ohne Gesetzesverstöß nicht durchgeführt werden. Solange der Fang einheimischer Vögel verboten ist, kann der Handel logischerweise nicht gestattet sein.

Vogelfänger sollen immer gestellt werden. Vielfach wird der Fang mit Geräten ausgeführt, die den Vogel martern und quälen. (Sprenkel, Leimruten, Kloben usw.)

In Oberschlesien erfolgt auch Fang während der Brutzeit im Frühjahr. Dadurch wird die Brut vernichtet.

Wie groß die Zahl der Vogelsteller ist, beweisen folgende Zahlen: In Hindenburg wurden 1928 allein 89 Lockvögel und 275 Vogelfanggeräte beschlagnahmt. Der Vogelfang ist also noch lohnend, das beweisen die hohen Zahlen. Es handelt sich in der Hauptsache um Fang während der Durchzugszeit.

In diesem Jahre (1929) sind nicht nur in Hindenburg, sondern auch in Oppeln und Ratibor viele Vogelsteller festgestellt und zur Verantwortung gezogen worden. Erfolg der Hindenburger Vogelschußschau im Bereiche der vorjährigen Naturschutzausstellung.

Bei der Landjägerei zeigt sich ebenfalls großes Verständnis. Es wurden dort ebenfalls, genau so wie bei der Schußpolizei, Vorträge gehalten.

II. Wie kann sie außerdem noch tätig sein?

Darüber hinaus kann der Polizeibeamte an der Einnistung von Vogelschußgehölzen, Anbringung von Nistgelegenheiten und Anlegung von Futterstellen tätig und beratend helfen. Er kann auch abraten, wenn Fehler gemacht werden, z. B. wenn der Waldbesitzer während der Brutzeit Wurzel und Reisigruten beseitigt und wenn der Gärtner zur selben Zeit die Hecken beschneidet. Im weiteren kann er auf die Nützlichkeit der Schwalbe im Stall hinweisen und in Mäusejahren dem Landwirt raten, Sitzkrücken für Raubvögel (Bussarde und Eulen) anzubringen.

Der heutige Polizeibeamte soll Volkspolizist sein. Vogelschuß ausüben heißt Wirtschaftspolitik treiben. Wenn heute große Teile des Volkes die Nützlichkeit des Vogelschußes erkannt haben, darf der Volkspolizist nicht abseits stehen.

Wir werden wieder gesunde Wälder haben und gesundes Obst ernten und sind dann nicht auf das Auslandsobst angewiesen.

Vogelschuß treiben ist daher Arbeit am Vaterlande.

Anm. des Verfassers: Nach der Tier- und Pflanzenschutzverordnung vom 16. XII. 29 dürfen geschützte einheimische Vögel überhaupt nicht mehr gehandelt werden. Präparatoren und Vogelhändler müssen über alle lebenden und toten Tiere Buch führen. Die zuständigen Polizeibeamten können jederzeit Kontrollen durchführen.

Heimatkundliche Aufbauarbeit in Oberschlesien

Von Ernst Mücke

Sammelnde Kräfte

sind in Oberschlesien am Heimatwerk tätig. Es gilt, Land und Volk mit dem Geiste der Heimat zu erfüllen, einer Heimat, die leider immer noch von vielen verkannt wird. Jungfräulicher Boden für Forschungen in der Heimat- und Volkskunde ist noch reichlich vorhanden. Allorts regen sich Köpfe und Hände, um geistiges Heimatgut zu erarbeiten und sicher zu stellen. Sowohl in den volkreichen Städten, wo geistiges Leben pulsiert, als auch in stillen Dörfern und abgelegenen Kleinstädten erstehen der oberschlesischen Heimatkunde eifrige und gute Betreuer. Der Landlehrer neben dem Professor, der bodenständige Kenner neben dem gelehrten Forscher von Ruf vereinigen sich zu gemeinsamem Tun. Aber noch in Anfängen steckt hierzulande die heimatkundliche Durchdringung und die Erkenntnis ihrer Durchführung. Noch ungleich groß ist die Zahl der Fernstehenden und Unbeteiligten. „Was kann denn aus Oberschlesien Gutes kommen,“ so lauten immer noch die ablehnenden Stimmen am heimischen Herd. Auf jeder Seite unserer Heimatschriften steht es geschrieben, wie hier die Heimatkunde nach Geltung ringt. Es ist eine aufstrebende Bewegung um die Wertgeltung oberschlesischer Heimatgute. Weil der Einzelne nur wenig vermag, scharten sich in Oberschlesien Arbeitsgemeinschaften, Vereine und Verbände um die Fahne der Heimatpflege. So entstand die Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde. Ein wackerer Führer steht an ihrer Spitze, Regierungsdirektor Dr. Weigel. Die Namen derer, die ihm Gefolgschaft leisten, sind in ihre Werfarbeit eingezeichnet. Eine Heimatschriftenstelle und ein Volksliedarchiv waren die ersten Gründungen der Vereinigung. Zur Keimzelle der Heimatpflege im engen Heimatkreise wurde

das kleine Heimatblatt,

werbend tätig für den Heimatgedanken und Bausteine sammelnd für die Heimatforschung. Die Bedeutung des kleinen Heimatblattes liegt in seiner örtlichen Auswirkung. Der Mensch der heimatischen Echolle soll seine engere Heimat kennen lernen, um sie lieben zu können. So schlicht und anspruchslos auch ein oberschlesisches Heimatblatt sein mag, es wirkt sich lokal als Kulturgut in einem Landesteile aus, wo das Bekenntnis zur Heimat viel höher einzuschätzen ist als in allen anderen Gauen Deutschlands. Es ist das große Verdienst der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften, daß sie ihren Heimatblättern jenen landschaftlichen, volkskundlichen und geschichtlichen Gehalt zu geben verstehen, der dem Charakter der engeren Heimat entspricht. Den Vorzug der Ursprünglichkeit und Originalität dürfen für sich in Anspruch nehmen die oberschlesischen Heimatblätter: „Aus dem Helmer Lande“, „Oppelner Heimatblatt“, „Aus dem Oberglogauer Lande“, „Volk und Heimat“, „Aus dem Grottkauer Lande“, „Aus dem Rosenberger Lande“, „Auschau von der Burg Loß“, „Neustädter Beiträge zur Heimatkunde“, „Heimatblätter des Reisse-Gaues“. Schmerzlich vermißt werden die allzu früh eingegangenen Blätter „Aus dem Beuthener Lande“, die ehemals an der Spitze des engeren heimatkundlichen Schrifttums standen. Die Schwierigkeiten, die der Aufrechterhaltung der Heimatblätter zur Zeit begegnen, müssen unter allen Umständen überwunden werden. Wo diese Blätter fehlen, wird trotz der Bemühungen Einzelner und ganzer Arbeitsgemeinschaften viel heimatkundliches Kulturgut in Oberschlesien brach liegen bleiben. Eine strittige Frage ist die Stellung des Provinzialkalenders zu den

Heimatkalendern der Arbeitsgemeinschaften. Eine restlose Klärung ergab die Hauptversammlung der Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde im Dezember 1929. Der Provinzialkalender nimmt Stoffe von allgemeiner Bedeutung aus der wirtschaftlichen und sozialen Heimatkunde auf und ist das unumstrittene statistische Heimat-Jahrbuch Oberschlesiens. Der Heimatkalender hat dem Inhalt und dem Geiste nach als Volks- und Familienbuch des kleinen Heimatkreises seit Jahren Heimatrecht in den oberschlesischen Landkreisen erworben. Provinz- und Heimatakalender haben ihre Daseinsberechtigung nachgewiesen, der eine will den anderen nicht verdrängen, beide erfüllen ihren Zweck und ergänzen einander. Wer der Heimat dient, nützt dem Vaterlande.

Die Heimatzeitschrift, das Organ der Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde ist „Der Oberschlesier“. Durch heimatkundliche Aufsätze und Sonderhefte, durch Nachrichten und Berichte über Leben und Bewegung in den heimatkundlichen Verbänden leistet dieses kulturelle Führerblatt, auf welches jeder Oberschlesier stolz sein kann, der heimatkundlichen Aufbauarbeit in Oberschlesien wertvollste Dienste. Die Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde hat den Pflichtbezug des „Oberschlesier“ in ihre Richtlinien aufgenommen.

Im Zeichen fortschreitender Aufbauarbeit stand der Lehrgang für Heimatkunde im Heimgarten zu Reisse im Dezember 1929. Von der Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde mit glücklicher Hand vorbereitet und durchgeführt, bot die heimatkundliche Woche im Rahmen einer planmäßig zusammengestellten Vortragsreihe vielseitige Erörterung und Klärstellung von Begriff, Wesen und Methoden der Heimatkunde. Bekannte Sach- und Sachvertreter der einschlägigen Wissenschaften und Sachgebiete kamen zu Worte. Es ist hier nicht der Ort, auf Einzelheiten einzugehen. Die Vorträge werden gedruckt erscheinen. Nur der Redner soll kurz gedacht werden und der inhaltlichen Ausgestaltung ihrer Darbietungen. Von Sachgebieten der Heimatkunde fanden Berücksichtigung: Heimatgeschichte, Vorgeschichte, Landschaftskunde, Volkskunde und Naturkunde.

Regierungsdirektor Dr. Weigel, Oppeln, der Vorsitzende der Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde, eröffnete den Lehrgang mit grundlegenden Ausführungen.

Dr. Weigel führte aus, daß das Verlangen nach einem bewußten inneren Verhältnis zum Volkstum noch nie so verbreitet gewesen sei. Die Fragen nach der Erforschung und Vergung des volkskundlichen Gutes gehörten zu den wichtigsten Angelegenheiten des deutschen Volkes. Der Lehrgang habe die Aufgabe, eine wissenschaftliche Einführung in den Fragenkomplex heimatkundlicher Forschung zu ermöglichen. Im Anschluß daran müsse aber der Rückblick auf die bisherige oberschlesische Forscherarbeit einlegen, um festzustellen, ob die bisherige Arbeitsweise in der mächtig anschwellenden Heimatbewegung zu Erfolgen geführt habe. Schließlich müsse die Inangriffnahme der wissenschaftlichen Bearbeitung von besonderen heimatkundlichen Aufgaben beschlossen werden. Nachdem die Volksliedforschung der Vereinigung zu einem ungeahnten Erfolge geführt habe, werde zur Zeit die Erfassung der oberschlesischen Speicher mit Hilfe der oberschlesischen Lehrerschaft planmäßig durchgeführt. Diese letztere heimatkundliche Arbeit sei die Vorbereitung für die Mitwirkung am Atlas für deutsche Volkskunde. Die Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde sei von der Kommission für die Herausgabe des Volkskundeatlases in ehrenvoller Weise beauftragt worden, bei der vorgesehenen kartographischen Bestandsaufnahme mitzuarbeiten an der Erfassung des noch nicht geborgenen lebendigen Überlieferungsgutes der sachlichen und geistigen Volkskunde. Dank gebühre den Männern und Frauen, die sich bisher uneigennützig und opferwillig in den Dienst der Heimatpflege gestellt hätten. Die oberschlesische Heimatbewegung müsse zur Heimerziehung und damit zu einer geschlossenen Kultur- und Schicksalsgemeinschaft führen.



An der neuen polnischen Grenze
Höhen zwischen Gurek und Rauden-Zwonowitz

Lichtbild A. Jüttner/Ratibor

Damit werde die geistige Erneuerung des deutschen Volkes und der Wiederaufstieg von Heimat und Vaterland vorbereitet und gefördert.

Professor Dr. Lehmann, Reichenberg, war der geistvolle Wortführer der seelischen Verbundenheit des Menschen mit der Heimat. Schon Heimat an sich ist als die seelische Gesamtverbundenheit des Menschen mit seiner Umwelt aufzufassen. Für die Körperempfindungen, wie für die Sinnesempfindungen ist das Heimatverhältnis von größter Bedeutung. Die wichtigsten Maßstäbe für all unser Urteilen und Denken gehen bis auf unsere frühesten Heimateindrücke zurück.

Staatsarchivar Dr. Loewe, Berlin, sprach über „Heimatgeschichte und Wissenschaft“. Sein Vortrag war eine Einführung in die wissenschaftlichen Methoden der örtlichen Geschichtsforschung. Der Geschichtsforscher darf die Zusammenhänge der Heimatgeschichte mit der Landesgeschichte nicht übersehen. Es fehlt noch an einer lückenlosen Darstellung der geschichtlichen Entwicklung Oberschlesiens. Die Zusammenarbeit der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften mit der „Schlesischen Historischen Kommission“ ist sehr erwünscht.

Regierungs- und Schulrat Manderla, Oppeln, spann die Fäden von der Heimatgeschichte zur Heimatkunde im Geschichtsunterricht. Letzterer wurzelt im Spiegelbilde der Heimat. Indem der Geschichtsunterricht die Wechselbeziehungen zwischen Heimat und Vaterland kennzeichnet, läßt er den Schüler aus der engen Heimatgemeinschaft in den Gemeinschaftskreis des Volkes hineinwachsen. Die Heimatkunde ist die beste Wegbereiterin für einen Geschichtsunterricht, der dem Schüler Lebensformung gibt.

Hauptlehrer Stumpe, Frauendorf-Oppeln, schilderte die friederizianische Kolonisation im Kreise Oppeln. Mit der landwirtschaftlichen und industriellen Besiedlung des Kreises Oppeln durch Friedrich den Großen nahm die Entwicklung des ober-schlesischen Hüttenwesens ihren Anfang. Auf dem friederizianischen Siedlungsboden schlug ein schollen- und gesinnungstreues Volkstum seine starken Wurzeln. Es wäre an der Zeit, der Besiedelungstätigkeit Friedrichs des Großen auch außerhalb des Kreises Oppeln nachzugehen.

Die Prähistoriker Dr. Matthes, Beuthen, und Dr. Raschke, Ratibor, entwarfen ein fesselndes Bild von dem Werdegange der Vorgeschichtsforschung in Oberschlesien, sowie von der Ausgrabungstechnik und den Methoden der Fundbestimmung. Die von Dr. v. Richt-hofen begonnenen Ausgrabungen haben zu überraschenden Ergebnissen geführt. Es wurde der Beweis erbracht, daß Oberschlesien schon in vor- und frühgeschichtlicher Zeit reich besiedelt war. Vor allem sind germanische Funde in großer Zahl nachweisbar. Die ober-schlesische Vorgeschichtsforschung befließigt sich strengster Sachlichkeit und läßt allein nur die Tatsachen reden, die sich aus den Funden ergeben.

Lehrer Hoffmann, Groß-Strehlitz (vom 1. 4. ab in Beuthen), wies auf die Bedeutung der heimischen Vor- und Frühgeschichte im Schulunterricht hin. Die Vor- und Frühgeschichte ergänzt das Geschichtsbild der Heimat und gehört somit in den Lehrplan der Schule. Vorgeschichtliche Stoffe, die durch Fundstücke, Bilder und Modelle belebt und verdeutlicht werden, führen zu lebensvoller unterrichtlicher Gestaltung.

Universitätsprofessor Dr. Solger, Berlin, kennzeichnete Wesen und Wert des organischen Bildes von der Heimatlandschaft. Der Redner schlug Worte an, die seelenvoll klangen und in seinen Zuhörern liebe Heimatempfindungen und Erinnerungen aus goldenen Kindheitstagen wachriefen. Heimatboden ist Mutterboden der Auberlieferung. Eindrücklich wirkt auf die Seele die Stimmung des Waldes, von dem Eichendorff das Liedwort prägte: „Du meiner

Luft und Wehen, andächt'ger Aufenthalt". Heimat kann nicht klein genug, Vaterland nicht groß genug gedacht werden.

Professor Eisenreich, Gleiwitz, brachte die Naturdenkmalpflege in Beziehung zur Heimatkunde. Der Oberschlesier darf sich seiner Heimat freuen, denn auch Oberschlesien steht an Naturdenkmälern und Naturschönheiten hinter anderen Landesteilen nicht zurück. Zur pfleglichen Heimatkunde gehört der Naturschutz und die Einrichtung von Naturschutzgebieten. Was amtliche Bestimmungen und Vorschriften nicht vermögen, das kann die Heimatkunde erreichen, die auf Schule und Volk einen erzieherischen und belehrenden Einfluß ausübt.

Major Drescher, Beuthen, hatte die natürlichen Verhältnisse an der Westgrenze Oberschlesiens zum Vortragsthema gewählt. An der Hand von Karten, Skizzen und Bildern entstand das farbenreiche Naturbild eines engen Heimatgebiets im Neißetal. Der Vortragende berichtete über eigene Forschungen und erwies sich als guter Kenner der Naturverhältnisse in jener Gegend.

Museumsdirektor Dr. Pegler, Hannover, behandelte in einem Bildvortrage sachliche Volkskunde. Für die Volkskunde ist nicht das Werturteil des Forschers maßgebend, sondern die Stellungnahme des Volkes selbst. Alles, was das Volk glaubt, erzählt und singt, alles, womit es sich und sein Heim schmückt, ist Gegenstand der volkskundlichen Forschung. Die sachliche Volkskunde umfaßt in unterscheidbaren Entwicklungsstadien Volksbrauch und Volkskunst.

Büchereidirektor Schmidt, Neisse, hielt eine Vorlesung über die Volkskunde als Grundlage der Volksbildung. Eine Volkskunde, die den Namen einer „Kunde vom Volk“ verdient, setzt psychologische Zielsetzung voraus. Volkskunde ist eine Erscheinungsform des vollklichen Geisteslebens. Die Kraft der Volksseele offenbart sich in der Art und Weise, wie die Volksseele die Kulturgüter einer geistigen Oberschicht aufnimmt und assimiliert.

Dr. Pegler, Dr. Matthes und Mittelschullehrer Rogias unterzogen das „Heimatomuseum“ einer sachlichen Beurteilung. Jedes Heimatomuseum ist der natürliche Mittelpunkt aller Bestrebungen auf dem Gebiete der Heimatbildung. Die großen Zusammenhänge von Zeit und Raum im Heimatbilde und ihre Entwicklungsformen kommen in den Sammlungen eines Heimatomuseums zum Vorschein. Je weniger ein Heimatomuseum Nachahmung eines wissenschaftlichen Museums ist, desto eindringlicher bewahrt es seine Eigenart.

Dr. Maß, Gleiwitz, zeigte ober-schlesisches Volksgut und Volkstum aus dem Beobachtungs-Kreise in Lichtbildern von herzerfrischender Treue und packender Lebendigkeit.

Universitätsprofessor Dr. Pag, Breslau, war der berufene Sprecher über die Tierwelt Oberschlesiens im Wechsel der Zeiten. Durch die faunistische Beobachtung und Erkundung gewinnt das organische Bild der Landschaft Leben und Bewegung. Dem Tier soll die schützende Fürsorge des Naturfreundes zur Seite stehen, wenn es Verfolgungen ausgesetzt ist. Wo das Tier der fortschreitenden Kultur weichen muß, ist es dem Aussterben geweiht. In Oberschlesien ist bereits der Untergang mehrerer Tierarten zu beklagen.

Mittelschullehrer Rogias, Mikulischütz, erstattete Bericht über seine faunistischen Entdeckungen im Dramatale, desgleichen

I. Lehrer Schubert, Groß-Elguth, über die Pflanzengemeinschaften auf dem Ellguth Steinberge.

Durch die Fälle des Gebotenen und durch den auserlesenen Kreis von Rednern und Hörern war der heimatkundliche Lehrgang in Neisse im Winter 1929 ein Ereignis von weittragender Bedeutung für den kulturellen Aufbau Oberschlesiens.

M i t t e i l u n g e n / B ü c h e r e c k e

Dr. Urbanek, Was grünt in Beuthen—Hindenburg—Gleiwitz?

Ein Führer durch die Anlagen und Gärten, Brückenverlag, Berlin W. 10, 1930, 153 Seiten. Preis in Leinen geb. 2.50 M.

Industrie-Oberschlesien ist an landschaftlichen Reizen durchaus nicht so arm, als man gemeinhin annimmt, und es ist ein Ruhmesblatt der kommunalen Fürsorge insbesondere der großen Städte Gleiwitz, Beuthen und Hindenburg, daß sie sich mit Nachdruck und unter erheblichen Opfern der Erhaltung und Schaffung von Grün- und Parkanlagen widmet. Verwunderlich ist dabei, daß in unserer Zeit, da wir besondere Sorgfalt auf Führer und Verzeichnisse durch unsere Museen und Sammlungen aller Art verwenden, ein wirklich umfassender und praktischer Führer durch die Grünanlagen unserer Industriestädte bisher fehlte, wenn man kleiner gebliebene Versuche abrechnet.

Diese Lücke schließt das Büchlein von Dr. Urbanek. In seinem ersten Teil folgen wir Dr. Urbanek auf einem Rundgange durch die hauptsächlichsten Grünanlagen der drei Industriestädte. Dabei erhalten wir Auskunft, was an bemerkenswertem Pflanzengut dort zu sehen ist. Der zweite Teil ist — in alphabetischer Aufreihung, mit deutschen und lateinischen Namen — den Gehölzarten gewidmet. Dabei wurden u. a. nur solche Gehölze behandelt, die sich im Industriegebiet als nach menschlichem Ermessen gesichertes Gut fest angegliedert vorfinden, unter Berücksichtigung der Unterarten und Spielarten, immer mit Belegung eines jeden Gewächses durch genaue Bezeichnung seines Standortes. Besondere Liebe wird den bei uns urwüchsigen Gehölzen geschenkt. Die ästhetische Seite findet die gleiche Berücksichtigung wie die volkskundliche und wirtschaftliche. Es ergeben sich so überaus fesselnde Einzelbetrachtungen.

Wer sich nach anstrengender Tagesfron dieses reizende Büchlein als Begleiter für seine Spaziergänge wählt, dem werden die Grünanlagen

unseres Industriegebietes bald mehr sein „als ein Gewühl von Grün und Bunt“, dem werden sie „sprudelnde Quellen von Naturvertrautheit und wissender Naturfreude“. Auch der Heimatkundler und der Lehrer dürfen von dieser ansprechenden Heimatgabe aufrichtig entzückt sein.

Vorbildlich ist auch die Art und Weise der Gestaltung. Das ist keiner der vielen Ladenhüter, die nur ermüden. Dr. Urbanek versteht es, immer mit dem Blick auf das Wesentliche, von Anfang bis zum Schluß zu fesseln, Beobachtungsgabe und Gemüt gleichermaßen zu beschäftigen, wobei seine gepflegte Sprache und Ausdruckskultur helfen. Man merkt eben, daß dieselben Triebkräfte, die Dr. Urbanek in den schweren Tagen der ober-schlesischen Volksabstimmung zu einem unserer ersten deutschen Führer in Oberschlesien eigneten, auch weiterhin das Schaffen dieses wahrhaft heimat-treuen Mannes prägen, insbesondere jene starke und treugoldene Treue zu Land und Leuten, die Dr. Urbanek, der als Beuthener Landrat sicher eine schwere berufliche Arbeitslast trägt, noch Zeit finden läßt, so praktisch und sachkundig der Heimatarbeit zu dienen. Gerade die Leser des „Oberschlesiens“ werden sein neues Büchlein begrüßen; hat doch Dr. Urbanek im Laufe der letzten Jahre schon manchen wertvollen Beitrag aus dem Gebiete der naturkundlichen Heimatkunde in unserer Zeitschrift veröffentlicht. Erz.

Dr. M. Brinkmann, Der weiße und der schwarze Storch in Oberschlesien, mit einer Karte, 32 Seiten, Verlag „Der Oberschlesier“, Oppeln, 1930, broschiert 0,80 M.

Der schwarze Storch (*Ciconia nigra*) war noch zu Beginn des vorigen Jahrhunderts in Oberschlesien ziemlich häufig, ist aber jetzt ein ganz seltenes Naturdenkmal geworden — 1929 zählte man in unserer Provinz nur 2 mit Jungen besetzte Schwarzstorchnester. Das ist nicht zu verwundern, da der Schwarzstorch ein aus-

gesprochener Kulturflüchter ist. Aber auch dem weißen Storch (*Ciconia alba*) droht nach F. Pax dasselbe Schicksal des Aussterbens. Nachdem nun in den Jahren 1907 und 1922 Storchzählungen in Schlesien stattgefunden haben, hat Brinkmann eine solche für 1929 in die Wege geleitet und die Ergebnisse in vorliegender Schrift durchgearbeitet. Der Rückgang des weißen Storches ist nicht in dem Maße erfolgt, wie man das angenommen hatte; im Gegenteil, stellenweise ist eine, wenn auch kleine Zunahme des Storchbestandes zu verzeichnen. Da nun in den nördlicheren Gebieten Deutschlands, in Ostpreußen, Mecklenburg, im Lübeckischen, wo noch günstige Verhältnisse für den Storch vorhanden sind, ein ganz bedeutender Rückgang zu verzeichnen ist, so kommt Brinkmann zu dem Schluß, daß man eine Südwärtsverlegung des Wohnens annehmen könnte. Die Störche, die sich nicht mehr gegenseitig den Wohnraum streitig zu machen brauchen, können auf ihrem Zuge durch die Mährische Pforte sich schon in Oberschlesien niederlassen. Allerdings meidet der weiße Storch den Industriebezirk. Er ist im Gegensatz zu seinem Vetter, dem Kulturflüchtenden Schwarzstorch ein Kulturfürer, ein Freund der menschlichen Siedlungen, siedelt sich aber doch nur dort an, wo in der Nähe Wiesen- und Wasserflächen vorhanden sind. Brinkmann zieht nun hieraus die Folgerungen für den Storchschuß. Will man dieses Stück Heimatreizes erhalten, so muß man danach trachten, daß nicht jealiches Sumpf- und Leichgebiet verschwindet (Neuhammer Teich, Wiegeschüßer Moor), und man muß für Nistgelegenheiten sorgen, wobei man aber vor unüberlegtem Legen von Nistunterlagen sich hüten muß. Der Herausgeber gibt für die einzelnen Kreise genaue Einzelangaben und fordert auf, auf dieser Grundlage weiter zu beobachten, um so ein genaues Bild über die Entwicklung des Storchbestandes zu erhalten. Das Büchlein ist streng sachlich-wissenschaftlich bearbeitet, bietet aber nicht nur dem Wissenschaftler, sondern jedem Laien, der ein Naturfreund ist, die nötige Belehrung und Unterhaltung. Besonderer Dank gebührt dem Verfasser für seine Arbeit von Seiten der Naturdenkmalpflege und des Naturschutzes.

Naturschutz-Postkarten, Reihe I, „Geschützte Tiere“

Naturkunden von Martin Schlott, Breslau, herausgegeben von der Provinzialstelle für Naturdenkmalpflege in Oberschlesien, im Verlage von F. Bär's Buchdruckerei, G. m. b. H., Reisse, Preis 0,40 M.

Die Provinzialstelle für Naturdenkmalpflege hat eine Reihe Naturschutzpostkarten „Geschützte Tiere“ herausgegeben. Die Reihe enthält:

1. Turmfalk,
2. Schleiereule mit Beute am Schlafplatz,
3. Schwarzstörche,
4. Baumschläfer,
5. Maulwurf zu Tage stoßend,
6. Sumpfschildkröte.

Die Bilder stammen sämtlich von dem bekannten Zoologen und Tierphotographen Dr. Martin Schlott. Es sind das Naturkunden, die die Tiere in ihrer natürlichen Umgebung vorführen. In kurzen knappen Worten wird auf ihren Nutzen bzw. auf ihre Bedeutung als Naturdenkmal hingewiesen. Bei dem geringen Preise, 6 Karten 0,40 M., wäre es angebracht, wenn die Karten auch in der Schule beim Unterricht benutzt würden. Eine Weiterführung der Kartenreihen ist geplant.

Naturdenkmalpflege, Naturschutz und Landschaftspflege in Oberschlesien

Lagebericht, erstattet von Professor Eisenreich, Provinzialkommissar für Naturdenkmalpflege in Oberschlesien,

im Verlage des „Oberschlesiens“, 46 Seiten, Preis 0,75 M., erhältlich bei Professor Eisenreich, Gleiwitz, Raudener Str. 28.

Da man noch immer über die Ziele und die Tätigkeit der Provinzialstelle für Naturdenkmalpflege in der breiten Masse des Volkes wenig Bescheid weiß, sei auf vorliegendes Werkchen hingewiesen, das demjenigen allerhand Stoff liefert, dem Naturdenkmalpflege und Naturschutz am Herzen liegen. Lesenswert ist unter anderem der Bericht über die Rationeller Naturschutztagung und Naturschutzausstellung im August und September des Jahres 1928, die allgemeinen Beifall gefunden haben.

Ebenso werden wir mit den von der Provinzialstelle für Naturdenkmalpflege veranstalteten Lehrgängen, Ausflügen und Vorträgen bekannt gemacht. Vorgeführt werden auch die Vereine und Verbände, die verwandten Bestrebungen nachgehen: der Oberschlesische Bund für Heimatschutz, der Verein Schlesischer Ornithologen, der Landesverein Schlesien im Allgemeinen Deutschen Jagdschutzverein, die Vereinigung für Oberschlesische Heimatkunde, der Gau 9 (Oberschlesien) des Verbandes der Oberschlesischen Aquarien- u. Terrarienfremde und der Schlesische Naturbund. Im 2. Teil der Arbeit wird über den Stand der Verhandlungen über die zu begründenden Naturschutzgebiete berichtet, ferner über die Moorforstung, über die Vogelschutzgehölze, über den Schutz von Bäumen und Baumbeständen, über Aufforstung von Ödlandereien und über geologische Denkwürdigkeiten. Der Abschnitt über Schutz von Tieren und Pflanzen bedarf infolge einer Ergänzung, als am 16. Dezember 1929 eine neue Tier- und Pflanzenschutzverordnung erlassen worden ist, die überall im Buchhandel erhältlich ist.

Landschaft und Naturdenkmäler im Kreise Loß-Gleiwitz

Von Professor Eisenreich, Provinzialkommissar für Naturdenkmalpflege.

Preis 0,50 M., erhältlich beim Herausgeber, Professor Eisenreich, Gleiwitz, Raudener Str. 28.

Die Provinzialstelle für Naturdenkmalpflege in Oberschlesien hat mit Hilfe der Kreisverwaltung von Loß-Gleiwitz ein Werkchen her-

ausgegeben, das in die Landschaftskunde und die Naturdenkmäler des Kreises Loß-Gleiwitz einführt und ein Ansporn zu eingehenderer Erforschung des Gebietes und seiner Naturdenkmäler sein soll. Besonders geeignet dürfte es in der Hand der Lehrer und Schüler für die Schulwanderungen sein. — Zu wünschen wäre es, wenn für die übrigen Kreise der Provinz gleiche Arbeiten herausgebracht würden.

Aus Raummangel mußten die wertvollen Beiträge „Fische des Kreises Neustadt O/S.“, im besonderen der Hogenplog von Mittelschullehrer Seidel-Oberglogau, „Die ober-schlesische Landschaft in der Urzeit“ von H. Kurz und die Skizze „Die kleine Wachtel“ von dem verstorbenen ober-schlesischen Schriftsteller Hans Raboth zurückgestellt werden. Wir veröffentlichen sie im Juliheft.

*

Die früheren naturkundlichen Sonderhefte des „Oberschlesiens“ (vergl. Rückseite des Titelblattes) sind noch durch unsere Geschäftsstelle zum Preise von je 1.— RM. erhältlich.

Auf die große Ausstellung, welche die ober-schlesische Landwirtschaftskammer Ende d. Mts. in Oppeln eröffnet, sei auch hier empfehlend hingewiesen. Die Ausstellung berücksichtigt u. a. auch die Naturdenkmalpflege und den Naturschutz. Eine eigene Abteilung ist dem ober-schlesischen Wald gewidmet.

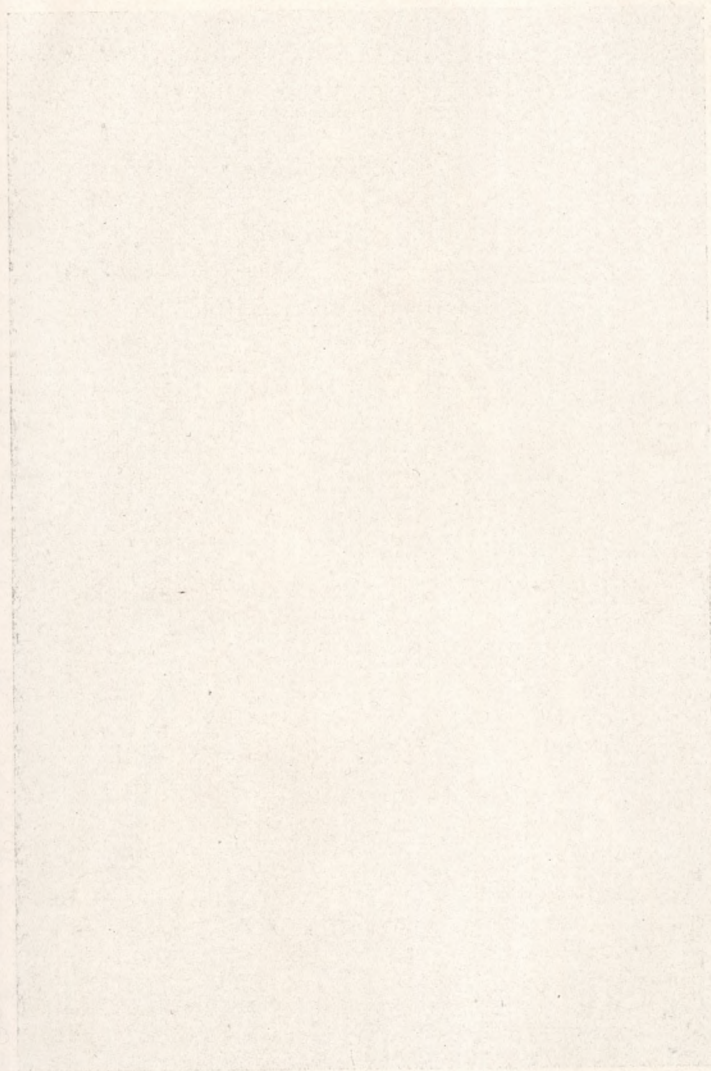
Alle Zuschriften, sowohl verlegerische als redaktionelle, bitten wir an den Herausgeber, Rektor Karl Sczodrok in Colonnowska O/Schl. zu richten.



Verbreitung des weißen Storches in Oberschlesien

Aus „Der weiße und der schwarze Storch in Oberschlesien“, bearbeitet von Dr. M. Brinkmann.
(Vergl. Besprechung auf Seite 485 dieses Heftes.)

P. 8. M. Bunde O.F.M.





Das Gnadenbild von St. Annaberg D/G.